



Arnold Bittlinger

**OFT AUCH
GEGEN DEN
STROM**

Erinnerungen, Teil 2:

Studium
und erste Berufsjahre

Metanoia-Verlag

Arnold Bittlinger

Oft auch gegen den Strom
Teil 2

Titelbild: Karin Plank-Hauter

3. Auflage 2025

Metanoia-Verlag
www.metanoia-verlag.ch
info@metanoia-verlag.ch

© Bettina Egli Bittlinger
ISBN 978-3-905827-32-3

Arnold Bittlinger

**OFT AUCH
GEGEN DEN
STROM**

Erinnerungen

Teil 2

Studium und erste Berufsjahre

Metanoia-Verlag

Inhalt

Zur Einstimmung	7
Als Mulus in Frankreich	9
Als Student in Mainz und in Ballaigues	33
Meine Studienzeit in Aix-en-Provence	55
Auf dem Beatenberg	93
Abschied von den «Adlern»	99
In Bethel	101
Erinnerungen an Heidelberg	107
Von Marburg nach Kaiserslautern	113
Von «Brasilien» nach Speyer	127
Aufbau der Schülermission	143
Als Pfarrer in Ludwigshafen am Rhein	171
Als Leiter des Amtes für Volksmission	199
Der charismatische Aufbruch	251
Anhang:	
Dokumente zur Charismatischen Erneuerung	289

Zur Einstimmung

Kurz nachdem der erste Teil meiner Erinnerungen im Druck erschienen ist, fiel mir ein Buch des französischen Nobelpreisträgers André Gide in die Hände. Es war das Buch «Die enge Pforte».

André Gide beginnt dieses Buch mit den Worten: «Ich werde einfach meine Erinnerungen schreiben und wenn sie hier und da löcherig sind, so werde ich sie nirgends durch Erfindungen zusammenflicken oder -nähen. Die Anstrengung, die ich an ihre Herrichtung wenden müsste, würde die letzte Freude stören, die ich bei der Niederschrift zu empfinden hoffe.»

Als ich diese Sätze las, dachte ich: genau so habe ich den ersten Teil meiner Erinnerungen geschrieben. Und genau so werde ich auch den zweiten Teil schreiben. Ja, es wird manches löcherig und unvollständig sein, aber das, was als Erinnerung aus der Tiefe meiner Seele aufsteigt, werde ich begrüßen als etwas, was zu mir gehört und was mein Leben mitgeprägt hat.

*Geschrieben im Klettgau
während der Traubenblüte im Juni 2010,*

Arnold Bittlinger

Als Mulus in Frankreich

Jetzt war ich also ein Mulus («Maulesel»). So nannte man damals die Abiturienten, die nicht mehr Schüler und noch nicht Studenten waren. Und was macht so ein Mulus? Er räumt zunächst einmal sein Zimmer auf. Aus dem Regal hinter meinem Arbeitstisch entfernte ich alle meine Schulbücher und brachte sie – auf Nimmerwiedersehen in Kartons verpackt – auf den Speicher. In das leere Regal stellte ich aus Vaters Bibliothek einige theologische und psychologische Bücher. Diese Bücher stammten aus Vaters Studienzeit, also aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Ergänzt wurden diese Bücher durch kunstgeschichtliche Werke und durch medizinische Bücher aus meiner eigenen Bibliothek.

Bei den Mennoniten

Und dann begab ich mich auf Reisen. Zunächst ging es über die nahe Grenze ins Elsass. Die «Pax-Boys» des amerikanischen «Mennonite Central Committee» (MCC), die in Neustadt Schüler gespeist und wöchentlich Gesprächsabende (in Englisch) in der Wohnung von Frau Wiebe abgehalten haben, hatten mich nach

Weissenburg eingeladen, wo sie ein Aufbauprojekt betreuten.

Und so fuhr ich im Sommer 1948 unmittelbar nach der Währungsreform nach Weissenburg, das jetzt «Wissembourg» hiess.

Der Eingang zum Quartier der Mennoniten wurde durch ein grosses Schild in französischer Sprache gekennzeichnet:



Als ich das Quartier betrat, waren die Männer gerade in der Stadt, um Mehl an die Bevölkerung zu verteilen. Zwei junge Frauen waren allein zu Hause und bereiteten das Mittagessen. Dabei sangen sie wunderschöne zweistimmige Lieder. Ich staunte über die tadellose Ordnung und die blitzende Sauberkeit der Wohnung. Mit grosser Liebe und Freundlichkeit wurde ich empfangen. Im grossen Schlafzimmer der Männer wurde mir ein Bett angewiesen. Nachdem ich mich ein wenig erfrischt hatte, legte ich mich auf Vorschlag der Frauen auf einen Liegestuhl, der vor dem Haus auf dem kleinen Rasenplatz stand, und beobachtete die Vorübergehenden, die mich für einen der Amerikaner hielten und mich freundlich in deutscher Sprache grüssten.

Dann kamen die Männer zurück. Es waren fünf Männer zwischen 25 und 30 Jahren, alle waren Farmer – darunter auch zwei «Amische», deren Kleidungsstücke keine Knöpfe, sondern Häkchen («Heftle») hatten. Auf meine Frage, warum sie knopflos seien, meinten sie: «Knöpfe sind weltlich!» Die anderen Männer tragen zwar Knöpfe, verzichten aber – ebenso wie die Amischen – auf Alkohol, Tabak und Tanz. Alle haben den Kriegsdienst verweigert. Sie meinten: «Christus hat uns geboten, einander zu lieben, da können wir doch nicht unsere Mitmenschen totschiessen und ihre Städte zerbomben.»

Nach einem köstlichen Mittagessen fuhren die Männer auf den Geissberg, um beim Bau eines Hauses mitzuhelfen. Sie überliessen mir ein Motorfahrrad. So sass ich zum ersten Mal in meinem Leben auf einem Mofa:



Meine Gastgeber meinten, ich solle mir zunächst einmal die Gegend anschauen. Ich könne ja dann morgen – wenn ich wolle – beim Hausbau mithelfen. Obwohl ich schon 20 Jahre alt war, hatte ich bisher noch niemals ein Motorfahrzeug eigenhändig gelenkt. Es war ein wunderbares Gefühl, so ohne Anstrengung durch die Gegend zu fahren.

Gegen Abend kamen die Männer von der Arbeit zurück und erholten sich beim Ballspiel und beim gemeinsamen Singen. Ich gehörte ganz selbstverständlich mit dazu.

Am nächsten Tag und an den beiden folgenden Tagen habe ich dann als «Hilfsarbeiter» beim Hausbau mitgeholfen. Es war harte Arbeit aber die Zusammenarbeit mit den freundlichen Mennoniten hat mir Freude bereitet.



Mennoniten des MCC bei der Arbeit auf dem Geissberg

Von Strassburg nach Le Chambon

Und dann ging die Reise weiter nach Strassburg. Als Delegierter der evangelischen Jugend der Pfalz war ich zu einem internationalen ökumenischen Aufbaulager nach Le Chambon in die Cevennen eingeladen worden. Da das Geld in Deutschland unmittelbar nach der Währungsreform äusserst knapp war, reichte mein geringes Budget gerade nur für die Fahrkarte nach Strassburg. Dort erwartete mich am Bahnhof der mir nur dem Namen nach bekannte Gymnasiallehrer Engel, der von den Organisatoren des Aufbauagers beauftragt war, mich zu empfangen. Herr Engel kaufte mir eine Fahrkarte für die Weiterfahrt und lud mich zum Mittagessen in seine Wohnung ein. Theo, sein 19-jähriger Neffe, führte mich dann durch Strassburg, das jetzt «Strasbourg» hiess. Unterwegs schloss sich uns eine Dame aus Paris an, die erregt und empört darüber war, dass in Strassburg fast nur «deutsch» gesprochen wurde. Theo versuchte ihr zu erklären, dass das Elsässische kein «Deutsch» sei, sondern eine alemannische Mundart. Die Dame liess sich jedoch nicht beruhigen, sondern meinte: «Ja, aber die Deutschen verstehen diese Mundart und wir Franzosen verstehen sie nicht!» (Dass sich das unterdessen drastisch geändert hat, habe ich im 1. Teil meiner Erinnerungen im Kapitel «Das langsame Sterben einer Sprache» ausführlich beschrieben.)

Theo begleitete mich sodann in die ehemalige «Knobloch-Gasse», die nach einem bekannten Strassburger Gelehrten genannt war. 1945 machten die Fran-

zosen aus Herrn Knobloch einen «Knoblauch» und nannten die Gasse «Rue de l'Ail». In dieser Strasse besuchte ich den Leiter der Inneren Mission, Pfarrer Henry Ochsenbein, dessen Buch «Gesellen des Lebens» ich mit grossem Interesse gelesen hatte. Er beschreibt darin seine Erlebnisse als Zuchthauspfarrer in Ensisheim. Dort geschahen erstaunliche Bekehrungen von Schwerstverbrechern. Mit Henry Ochsenbein unterhielt ich mich auch über den Arzt und Psychologen Paul Tournier, den wir beide verehrten. Beim Abschied schenkte mir Ochsenbein das Buch von Tournier «De la solitude à la communauté», das ihm einst ein Missionar geschenkt hatte. Er schrieb in dieses Buch als Widmung: «Dieses Buch hat zwei Missionaren gehört und wünscht dem dritten Besitzer, dass er auch einer wird!» Nachdem ich auch ein «Missionar» geworden bin, habe ich dieses Buch 1963 meiner französischen Cousine Geneviève geschenkt, mit dem Wunsch, dass sie als vierte Besitzerin dieses Buches ebenfalls eine Missionarin wird.

Und dann war es Zeit, zum Bahnhof zu gehen, um mit dem Nachtzug zehn Stunden lang von Strassburg nach Lyon zu fahren. In meinem voll besetzten Abteil sassen acht Personen aus sechs verschiedenen Ländern: Zwei Jugoslawen, ein Pole, ein Rumäne und ein Ungar. Diese fünf waren schwarz über die Grenze geflohen, um in Frankreich eine neue Heimat zu finden. Ausserdem sassen in diesem Abteil noch zwei Französinnen und ich als Deutscher. Da die Männer aus Osteuropa alle gut deutsch sprachen, konnten wir uns problem-

los unterhalten. Alle fünf hatten im Krieg Angehörige verloren und waren jetzt auf der Flucht vor dem Kommunismus. In Lyon haben wir uns dann auf Nimmerwiedersehen getrennt: die fünf Männer, um in die Kohlenbergwerke hinabzusteigen, und ich, um in die Cevennen hinaufzufahren.

Nach Umsteigen in Lyon und St. Etienne ging es mit der Zahnradbahn hinauf zur tausend Meter hohen Endstation Le Chambon sur Lignon, einer alten Hugenotensiedlung.

In Le Chambon

Von der Bahnstation aus begab ich mich in das internationale ökumenische Aufbaulager, das an seinen grossen Zelten auf dem Gelände des Collège Cévenol leicht zu erkennen war. Da es unterdessen Mittagszeit war, habe ich mich den Campern angeschlossen, die auf den Speisesaal zusteuerten. Und da stand ich nun in dem grossen Saal. Er hatte Wände aus groben Steinen. Auf dicken Steinsäulen lagen Baumstämme als Tragbalken für die Decke. Auf den roh gezimmerten Bänken sassen mehr als hundert junge Menschen zwischen zwanzig und dreissig Jahren. Wie ich später erfuhr, waren es 120 junge Leute, die aus fünfundzwanzig Nationen kamen.

Wenn ein Neuling, ein «Bizuth» (sprich «bissü»), im Lager ankommt, geschieht zunächst gar nichts. Man

kümmert sich kaum um ihn, man stellt nur eben fest, dass mal wieder ein Bizuth da ist. Beim Mittag- bzw. Abendessen entsteht jedoch plötzlich eine Totenstille von ca. 5 Sekunden. Dann beginnt ein ohrenbetäubender Lärm, denn alle 120 Campers beginnen mit den Löffeln auf den Tisch zu hauen. (Später wurde das Löffelschlagen wegen der zu starken Beschädigung der Löffel vom Küchenchef untersagt. Man klopfte dann mit beiden Fäusten auf den Tisch, so dass die Teller und Becher zu hüpfen begannen, was den Krach noch erheblich verstärkte.) Nach ca. 20 Sekunden fängt dann einer an zu singen und die ganze Bande fällt ein: «Présentation bizuth...» (auf Deutsch: Vorstellung, Neuling!) Natürlich versteht der arme Bizuth bei diesem Krach kein Wort und bleibt ruhig sitzen. Es folgt dann die zweite Strophe: «Plus vite que ça, bizuth...» (schneller, schneller, Neuling!). In der Regel hat jetzt der Bizuth mit Hilfe seiner Tischnachbarn begriffen, um was es geht. Er stellt sich auf einen Hocker und sagt seinen Namen und sein Heimatland. Hat er bei der zweiten Strophe immer noch nicht begriffen, so folgt noch eine dritte und vierte. Bleibt er auch dann noch sitzen, so brüllt der ganze Chor: «Debout, debout!» (Auf, auf!) So weit kommt es aber selten. Kommen zum Beispiel zwei Brüder an oder eine kleine Gruppe eines bestimmten Landes, so müssen sie ein Lied singen. Versucht nun einer, bei seiner Vorstellung eine längere Ansprache zu halten, so wird er nach einigen Sätzen niedergebrüllt – es sei denn, dass er sehr gut reden kann, dann darf er weiter reden. Dann steht nach seiner Rede einer der Camper auf und

schlägt den Takt zu folgendem Chorgebrüll: «Tschikelika, tschikelika, chaud, chaud, chaud; boukelika, boukelika, beau, beau, beau; tschikelikaa, boukelika, veau, veau, veau; B-R-A-V-O, bravo, bravo, bravo!»

Und wie verläuft ein Lagertag? Geweckt wird um 6 Uhr mit einer grossen Glocke. Ein kleiner Tscheche hat dieses Amt. Um 20 Minuten nach 6 Uhr ertönt ein zweites Glockenzeichen, das zur Eile mahnt. «Petit déjeuner» oder «breakfast» gibt es um 6.30 Uhr. Es gibt Haferflockensuppe mit Milch, Kakao und Weissbrot mit Aufstrich. Um 7 Uhr ist Morgenandacht, die schlecht besucht ist (nur etwa 20 Camper). Die Camper halten den «culte» selbst, entweder in Englisch oder in Französisch (es wird dann in Französisch bzw. Englisch übersetzt). Von 7.30 Uhr bis 12.30 Uhr wird gearbeitet. Es werden ein Sportplatz, eine Strasse, ein Keller für Küchenvorräte und eine Scout-Baracke gebaut. Ausserdem gibt es Arbeiten in der Küche, im Steinbruch, an den Telefonmasten und beim Anstreichen der Baracken. Es wird nicht nur gearbeitet, um die Zeit totzuschlagen, sondern es wird wirklich etwas geschaffen. Ein internationales Collège, das «Collège Cévenol», wird gebaut. Das Collège ist zwar schon seit zwei Jahren in provisorischen Unterkünften in Betrieb, aber es gibt noch vieles zu verbessern. Das Collège soll Schülerinnen und Schülern aus allen Bevölkerungsschichten die Möglichkeit geben, in diesem billigsten aller französischen Internate in Gemeinschaft mit ausländischen MitschülerInnen eine gediegene Ausbildung zu erhalten. So waren zum Beispiel im Jahr 1947 Schüler aus folgenden Ländern

im Collège: aus Holland, Österreich, den USA, Ungarn, Deutschland, der Schweiz, Spanien, Indonesien, Indien, Rumänien, Belgien, Frankreich und zwei Staatenlose; darunter 22 Katholiken, fünf Juden, ein Griechisch-orthodoxer, die übrigen waren evangelisch. Die Professoren kamen aus neun verschiedenen Nationen, aus Frankreich, Amerika, England, Italien, Spanien, Österreich, Deutschland, Norwegen und Ungarn.

Das Collège Cévenol will einen Beitrag zum Frieden und zur Völkerverständigung leisten.

Um 13 Uhr ist Mittagessen, anschliessend Verkauf von einzelnen Sachen aus amerikanischen Care-Paketen. Am Nachmittag ist entweder Freizeit oder ein kleiner Vortrag. Es gibt auch Gelegenheit zum Schwimmen, Paddeln, Wandern, Tennisspiel, Ballspiel, Musizieren und zu Gesprächen. Um 18.15 Uhr ist Abendessen, anschliessend Abendandacht. Um 20 Uhr wird irgendein Thema besprochen. Während der drei Wochen, die ich im Lager verbrachte, wurden folgende Themen behandelt: Gewaltlosigkeit, Deutschland und der Marshallplan, englische Politik, Sport im Collège, Entstehung des Lagers (mit Farblichtbildern). Ein Dominikaner sprach über «Marxismus, Leninismus und Stalinismus» und über «Christ und Revolution». Jeden Freitagabend ist grosser «Bunter Abend» mit Volkstänzen aus verschiedenen Ländern und anderen Darbietungen. Manchmal gibt es auch ein grosses «Campfire» mit Maskentänzen, Gesängen aus verschiedenen Kulturen und mit manchen Überraschungen. Am Samstagabend ist Filmabend. An den drei Samstagen, an denen ich im

Camp war, sah ich drei Filme aus drei verschiedenen Nationen: einen französischen («Monsieur Vincent»), einen englischen («Mister Smith») und einen russischen Film («La fleur de Pierre»). Da der Samstag arbeitsfrei ist, ziehen jeden Freitagnachmittag kleinere Gruppen zu Wochenend-Touren in die nähere oder weitere Umgebung, um am Montag früh wieder zurückzukommen. Am Mittwochabend lädt der Lagerpfarrer jeweils alle Bizuth ein. Es werden Lieder gesungen, Spiele gespielt, es wird erzählt und Kakao getrunken.

Jedes Jahr vom 1. bis 15. August hat die Heilsarmee («Armée du salut») ihr grosses Zelt in Le Chambon aufgeschlagen. Le Chambon ist ein Hauptzentrum der Heilsarmee. Sie besitzt dort drei Häuser. Auch ich besuchte mehrmals diese Veranstaltungen und unterhielt mich mit den verantwortlichen Offizieren.

Und was war für mich der eigentliche Gewinn des Cevennen-Lagers? Es waren vor allem die Gespräche mit jungen Menschen aus der ganzen Welt. Dabei ging es (kurz nach dem Zweiten Weltkrieg!) immer wieder um Deutschland. Ich wollte wissen, wie die einzelnen Camper heute zu Deutschland stehen, und meine Gesprächspartner wollten wissen, wie ich zu Hitler stehe. Solche Einzelgespräche waren natürlich nicht repräsentativ für die einzelnen Länder und Nationen, aber für mich waren sie doch recht instruktiv und manchmal auch sehr bewegend.

Unproblematisch waren Gespräche mit Campern aus Nord- und Südamerika. Da gab es keinerlei Ressen-

timents gegen Deutsche, sondern im Gegenteil manchmal sogar eine Art «Ahnenforschung» («meine Grossmutter stammte aus Essen» oder «meine Vorfahren sind im 18. Jahrhundert aus der Pfalz ausgewandert»). Unproblematisch waren auch die Afrikaner. Ein junger Student aus Togo erzählte mir begeistert, dass der deutsche Missionar Wissmann eine ausgezeichnete Grammatik der Ewe-Sprache geschrieben hat. Sheila, eine gebildete Chinesin, die fließend englisch sprach, war zunächst zurückhaltend, als sie jedoch merkte, dass ich kein Nazi war, haben wir uns ausgezeichnet verstanden und sogar ein wenig angefreundet (Sheila meinte: «You are my first German friend»). Sheila war Christin, ihre Eltern waren Konfuzianer. Das gab interessanten Gesprächsstoff.

Schwierig war das Verhältnis zu den Campern aus Polen und aus der Tschechei. Sie lehnten es strikt ab, mit mir über Politik zu reden. Die Wunden, die ihnen die «Besatzer» geschlagen hatten, waren noch zu frisch. Lediglich der Tscheche Miroslav war bereit, sich mit mir zu unterhalten. Er war Mitglied der kommunistischen Partei und versuchte, mich für den Kommunismus zu gewinnen.

Besonders schwierig war das Verhältnis zu den Holländerinnen. Bei ihnen sass die Abscheu gegen alles Deutsche sehr tief. So weigerten sie sich, deutsch zu sprechen, obwohl sie in der Schule Deutsch gelernt hatten. Dass die «verwandten» Deutschen Holland überfallen und als Besatzer mancherlei Untaten begangen



Lagerleben mit Arnold (2. v. links) und Nordje (sitzend)

haben, konnten die Holländer nicht verzeihen. Sie reagierten deshalb besonders gereizt, wenn man ihre «Verwandtschaft» mit den Deutschen andeutete. Davon wollten sie nichts wissen. Manche Holländerinnen ließen sich sogar ihre schönen Zöpfe abschneiden, weil sie das Zöpfetragen für eine deutsche Sitte hielten. Selbst Nordje, mit der ich mich ein wenig angefreundet hatte, hatte ihre Zöpfe abgeschnitten und sprach mit mir nur englisch. Sie ertrug es auch nicht, wenn ich meine Skimütze, die sie an die Mützen der deutschen Besatzer erinnerte, aufsetzte. Sie meinte: «I hate your German cap!» (Die Skimütze hatte unsere Näherin hergestellt. Sie war meine einzige Kopfbedeckung; meine Baskenmützen, die ich als Kind stets getragen hatte, passten mir nicht mehr, neue gab es keine zu kaufen.) Dass

Nordje überhaupt einen freundschaftlichen Kontakt mit mir ertrug, hatte seinen Grund darin, dass mein Vater zur «Bekennenden Kirche» gehörte, die von den Franzosen zu Recht als «Résistance» anerkannt wurde.

Im Übrigen war die Einstellung der Franzosen zu Deutschland von den Erfahrungen abhängig, die sie während des Krieges mit Deutschen gemacht hatten. (Das waren recht unterschiedliche und keineswegs nur negative Erfahrungen.)

Am Erstaunlichsten waren für mich die Camper aus England und Schottland. (Die Schotten durfte man ja nicht als «Engländer» bezeichnen!) Bei ihnen spürte ich keinerlei Hass – im Gegenteil: Sie hatten Mitleid mit dem völlig zerstörten Deutschland und den zusammengeprügelten Deutschen. (Nota bene: Ich spreche nur für die Camper, mit denen ich geredet habe, nicht für *die* Engländer und Schotten!) Manche haben sogar – genau wie die Amerikaner – Hilfspakete an notleidende Deutsche geschickt.

Mit Muriel, einer warmherzigen Engländerin, habe ich mich angefreundet. Wir haben uns sehr gut verstanden und anschliessend noch eine Zeit lang miteinander korrespondiert. Eine englische Taschenbibel, die mir Muriel geschenkt hat, hat mich später durch die ganze Welt begleitet. Ich nehme sie heute noch gerne in die Hand – in Erinnerung an Muriel. Leider habe ich irgendwann Muriels Adresse verloren und konnte sie nicht mehr ausfindig machen. (Offensichtlich konnte mich Muriel infolge meiner vielen Umzüge auch nicht mehr erreichen.)

Unangenehm berührte mich ein Camper aus Österreich, der mit seinem Adelstitel kokettierte – obwohl in Österreich nach dem Ersten Weltkrieg sämtliche Adelstitel abgeschafft worden waren und selbst der Sohn des letzten österreichischen Kaisers nur noch «Herr Habsburg» heisst. Der österreichische Camper behauptete, dass der österreichische Adel gegen Hitler und 1938 gegen den Anschluss gewesen sei. Er behauptete, dass die Österreicher «Opfer» der Nationalsozialisten gewesen seien. Zusammen mit zwei anderen Österreichern versuchte er sich von uns Deutschen zu distanzieren und sich bei den Angehörigen der «Siegermächte» anzubiedern, was ihnen jedoch bei den Franzosen (die «les Autrichiens» gelegentlich als «les autres chiens» bezeichneten) nicht so recht gelang und für uns Deutsche eher abstoßend war. (Nota bene: Ich rede nicht von *den* Österreichern, sondern nur von den drei österreichischen Campern.)

Mit den drei Deutschen habe ich mich gut verstanden. Der eine war Sohn eines bekannten Arztes, er war einäugig. Als Kind hatte er versucht, mit einem Messer aus einem Lebkuchen-Hexenhäuschen Süßigkeiten herauszulösen, dabei ist ihm das Messer ausgerutscht und in sein Auge gedrungen, das unrettbar verloren war (beim Schreiben dieser Zeilen bin ich erstaunt, dass mir nach mehr als 60 Jahren solche kleinen Erlebnisse noch so lebhaft vor Augen stehen!). Der andere deutsche Camper war Student in Heidelberg. Ich habe ihn 1951 in

Heidelberg wieder getroffen. Doch dann haben wir uns aus den Augen verloren.

Ein dritter Deutscher war der Lagerkoch. Er war als einstiger HJ-Bannführer 1945 von den Franzosen verhaftet worden und dann in Frankreich geblieben. Er redete unbefangen über seine Nazi-Vergangenheit, aber auch darüber, dass er heute vieles anders sieht.

Als es galt, Abschied zu nehmen, stellten sich

die Camper nach dem Abendessen in einem grossen Kreis auf, gaben sich gekreuzt die Hände und sangen das wehmütige Abschiedslied *«Formons de nos mains qui s'enlacent au déclin de ce jour une chaîne d'amour...»* mit dem Refrain: *«Au revoir, mes frères, au revoir, mes soeurs...»*

Ich war jetzt kein Bizuth mehr, sondern voll integriert in der grossen internationalen Familie.



Beim Küchendienst: Lagerkoch (Mitte), Arnold (rechts)

In Grenoble

Am nächsten Morgen fuhr ich dann in einer etwa vierstündigen Omnibusfahrt ins Tal hinab nach Valence und von dort mit dem Zug nach Grenoble. (Als mittel-loser «Camper» hatte ich das Fahrgeld und ein geringes Taschengeld von der Lagerleitung erhalten.)

In Grenoble angekommen, erkundigte ich mich nach dem evangelischen Pfarrhaus. Ich hatte Glück. Eine Frau wusste Bescheid und nannte mir Strasse und Trolleybuslinie. Sie meinte, ich solle bis zum «Place de Verdun» fahren. Dort stieg ich aus. Nach längerem Suchen fand ich dann schliesslich ein kleines Haus mit der Aufschrift «Conciergerie du Temple Reformé». Dort schelle ich. Die Frau des Kirchendieners öffnet mir und auf meine Frage nach dem Pfarrhaus erklärt sie mir, dass der Pfarrer zur Zeit in den Ferien sei. Doch erlaube sie mir, in einem Nebenzimmer des Gemeindesaales, der an das Küsterhaus angebaut ist, die Nacht zu verbringen. Abends gehe ich dann an die einige hundert Meter entfernte Isère. Ein unvergleichlicher Eindruck: Ich stehe auf einer Brücke. Kein Mensch weit und breit. Der Mond ist eben aufgegangen. Sein silbernes Licht spiegelt sich in dem leise dahinfließenden Fluss. Am anderen Ufer erheben sich majestätisch die Alpen. Bis zu 2800 Meter ragen ihre zerklüfteten Häupter in die Höhe. Es ist etwas Gewaltiges um die Alpen in Grenoble.

Die Stadt selbst liegt nur etwa 200 Meter über dem Meer. Die Alpen ragen fast senkrecht bis zu einer so ge-

waltigen Höhe empor. Ich verweile eine Zeit lang an der Isère und gehe dann in meine Unterkunft zurück und lege mich auf zwei nebeneinandergestellte Bänke schlafen. Im Nachbarhaus spielt jemand auf dem Klavier das «Heidenröslein» von Schubert. Trotz des harten Lagers schlafe ich bald ein. Ich mag vielleicht eine Stunde geschlafen haben, als ich geweckt werde. Ein alter Mann mit einem schneeweissen Bart und gütigen Augen steht gebeugt über meinem Lager. Der Küster, der erst spät nach Hause gekommen ist und von meiner Anwesenheit erfahren hat, begrüsst mich herzlich. Er fragt mich, ob ich Engländer sei. Als ich ihm erkläre, dass ich Deutscher bin, stutzt er einen Augenblick lang, dann sagt er: «Quand même mon bon ami»! Ich unterhalte mich noch lange mit ihm. Wir besichtigen die ebenfalls an die Küsterwohnung angebaute sehr schöne Kirche. Schliesslich verabschiedet er sich, wünscht mir eine gute Nacht und empfiehlt mich dem Schutz Gottes: «Que Dieu vous protège!» Dieser Küster in Grenoble wurde mir zum Sinnbild eines wahren Kirchendieners. Er ist stolz auf sein Amt. Er ist Hugenotte wie seine Väter, schlicht, treu und gottvertrauend. Er arbeitet als Patron in einer Fabrik, doch er sieht seinen eigentlichen Beruf darin, ein guter Hüter seines Gotteshauses zu sein. Ich bleibe einige Tage in Grenoble, besichtige das Museum (mit vielen Originalen von Picasso), einige Kirchen und andere Sehenswürdigkeiten. Als ich dann weiter reise, winkt mir der kleine Junge des Kirchendieners noch lange nach, mit Tränen in den Augen. Er ist traurig, weil ich nie mehr wiederkommen würde.

In Lyon und Paris

Dann geht es weiter nach Lyon. Dort werde ich schon erwartet. Ein Lagerkamerad hatte an seine Mutter geschrieben, die mich aufs Herzlichste empfängt. Sie bereitet ein besonderes Essen für mich und umsorgt mich wie eine Mutter. Das tut mir wohl. Nach dem Mittagessen ziehe ich los zur Stadtbesichtigung. Nach einem sorgfältig von meiner Wirtin ausgearbeiteten Plan kann ich in kurzer Zeit vieles sehen. Männer spielen mit unermüdlicher Leidenschaft «Boule» am Ufer der Rhone. Fischer stehen auf den zahlreichen Brücken und warten geduldig, bis ein Fisch die an der Angel angebrachte Glocke läutet. In einem anderen Viertel der Stadt reihen sich Weberei an Weberei. Ein immerwährender Lärm herrscht dort in den Strassen. Die Webstühle arbeiten unermüdlich. Ich betrete einen der kleinen Säle und schaue den Webern zu. Eine Unterhaltung ist bei dem Krach unmöglich. Vom Turm der Kathedrale aus, die die ganze Stadt überragt, habe ich eine herrliche Aussicht. Am Abend stehe ich auf dem Balkon in meinem Quartier. Wenige Meter von mir entfernt rauscht die Rhone. Der Mond und die Lichter der Stadt spiegeln sich in den Wellen. Nach köstlichem Schlaf (zum ersten Mal nach mehr als vier Wochen wieder in einem Federbett) erwache ich wohlgestärkt. Trotz der frühen Morgenstunde ist meine Wirtin schon aufgestanden, um sich von mir zu verabschieden.

In zehnstündiger Fahrt eilt nun der Zug nach Paris. Gegen Abend kommt der Eiffelturm in Sicht.



Eiffelturm

Am Gare de Lyon werde ich von Nordje erwartet. Sie war zusammen mit zwei Amerikanern und einer Amerikanerin vom Lager aus direkt nach Paris gefahren. Ich hatte sie gebeten, mich abzuholen. Nach verwirrender Metrofahrt stehen wir vor dem Hôtel de Nice. Nordje hat dort ein Zimmer für mich reserviert. Als ich jedoch den Übernachtungspreis erfahre, sage ich ab und stelle mein Gepäck schnell in Nordjes Zimmer. Sie hat für mich eine Karte für die Folies Bergère gekauft. Ich weiss zwar nicht, was das ist, aber Nordje meint, das müsse man unbedingt sehen, wenn man in Paris ist. Nun, ich habe nichts dagegen, obwohl die Karte für

meinen schmalen Geldbeutel ziemlich teuer ist. Ich ziehe mich um, um wenigstens einigermaßen in die vornehme Umgebung zu passen. Als wir nach kurzer Fahrt in der Metro in den Folies Bergère ankommen, haben die Vorführungen schon begonnen. Auf der Bühne entwickelt sich ein glänzender Prunk. Prachtvolle Kostüme in dauerndem Wechsel. Es schneit, Feuer brennen, ein Schiff fährt auf blauleuchtendem Wasser vorüber, Städte und Paläste wachsen aus dem Boden und verschwinden wieder, dazwischen Menschen und unendlicher Prunk. Dauernd wechseln die Bilder. Plötzlich eine Szene in der Hölle. Ein nackter Teufel steht vor einer lodernden Flamme, vor ihm ein Abgrund. Grosse Scharen von Mädchen, die nur mit einem kleinen Stern bekleidet sind, tanzen die breiten Stufen empor und stürzen in den Abgrund. Und so geht es weiter – für mich eine fremde Welt.

Von den Amerikanern, die auch in den Folies Bergère sitzen, erfahre ich, dass ich heute Nacht in einer internationalen Zeltstadt schlafen könne, allerdings würde diese bereits um 0.30 Uhr geschlossen, und es sei streng verboten, sich nach dieser Zeit in der Nähe der Zeltstadt aufzuhalten. Um ca. 24 Uhr endet die Vorstellung der Folies Bergère. Wir fahren zu Nordjes Hotel zurück, um meinen Mantel und eine Decke zu holen. Es ist jetzt bereits 0.25 Uhr. Zusammen mit den Amerikanern irre ich durch die Gassen, um die Zeltstadt zu suchen. Schliesslich merken wir, dass wir in die falsche Richtung gelaufen sind. 0.30 Uhr ist längst vorbei. Ein Amerikaner erklärt mir, dass wir jetzt verhaftet werden

können. Mir wird ein wenig mulmig zumute. Endlich finden wir die richtige Strasse, es ist schon fast 1 Uhr. An allen Ecken stehen Polizisten, sonst ist die Strasse leer. Jetzt wird's gefährlich. Wir stellen unsere Unterhaltung ein. Bald kommt die hohe Mauer der Zeltstadt in Sicht. Ein anderer Amerikaner kommt uns entgegen, auch er hat sich verspätet. Er sagt uns, dass die Zeltstadt bereits geschlossen sei. Nun, das hatten wir erwartet, aber unangenehm war es trotzdem. Der Amerikaner weiss jedoch Rat. Er führt uns an der Häuserreihe entlang auf einen kleinen Schuttablageplatz, der mit allerlei Gestrüpp bewachsen ist. Am Boden entdecke ich schliesslich ein Loch. Auf allen Vieren kriechen wir durch, und siehe da: Wir stehen in der Zeltstadt. Mit Taschenlampen durchsuchen wir die Zelte und finden wirklich noch einige freie Lagerstätten. Es ist bitterkalt. Schon nach drei Stunden stehe ich wieder auf und marschiere frierend zwischen den Zelten auf und ab, bis der Tag anbricht. Dann setze ich mich vor das Kantenzelt. In meiner Manteltasche entdecke ich ein altes Kirchenblatt aus Deutschland. Darin lese ich, bis das Lagertor geöffnet wird und ich die Zeltstadt verlassen kann. Nachdem ich mich zum Hôtel de Nice durchgefragt und mein Gepäck geholt habe, fahre ich mit Nordje nach Sceaux, einem Vorort von Paris. Ein Camper hat mir die Adresse seiner Eltern gegeben, die dort wohnen. Die Aufnahme bei der Familie Vienney ist überaus herzlich. Fünf Tage lang darf ich in diesem gastlichen Haus bleiben. Während dieser Zeit bin ich dauernd auf Besichtigungstour: Versailles, Louvre, Eiffelturm, Tri-

umphbogen, Museen, Kirchen und alles, was für einen Touristen in Paris interessant ist. Wie ein trockener Schwamm sauge ich die Eindrücke auf. Am Sonntagmorgen besuche ich den Gottesdienst in Notre Dame. Dort predigt ein amerikanischer Erzbischof.

Und dann beginnt die Rückreise. Bevor ich die Grenze nach Deutschland überquere, besuche ich noch einmal die Mennoniten in Weissenburg, wo ich wieder herzlich aufgenommen werde. Einer der «Pax-Boys» wollte, dass ich mich auf den Jeep des MCC setze, damit er ein Abschiedsfoto von mir machen kann:



Arnold auf dem MCC-Jeep

Als Student in Mainz und in Ballaigues

Im Wintersemester 1948/49 und im Sommersemester 1949 studierte ich an der Universität Mainz. Ich wohnte in einer sehr primitiven Bude, einer ehemaligen Schlosserwerkstatt mit Steinboden und Plumpsklo im Hof:



*Meine «Bude»
und mein Velo*

Ein schlichtes Frühstück gab es bei Familie Nagel. Dort sass einmal ein etwa 50-jähriger Arbeiter mit am Tisch. Er hatte keine Zähne mehr und erzählte: «Der

Zahnarzt hat mir einen vereiterten Zahn gezogen. Ich fragte anschliessend einen Arbeitskollegen, ob ich trotz der offenen Wunde rauchen dürfe. Der Kumpel meinte: «Jo, des isch gut – des haalt (heilt).» Und dann habe ich geraucht. Wenig später hat mir der ganze Mund fürchterlich weh getan. Ich bin erneut zum Zahnarzt gegangen und er hat gemeint: «Jetzt ist alles vergiftet – jetzt müssen wir alle Zähne ziehen.» Und dann hat er mir alle Zähne gezogen.»

Seltsam, dass mir ein solch kleines Erlebnis nach mehr als 60 Jahren noch so deutlich vor Augen steht – wahrscheinlich wegen der Aussage «Jo, des isch gut – des haalt.»

Der Kleinkreis 3

Meine Schwester Erika, die in Tübingen studierte, hat oft von der Tübinger Evangelischen Studentengemeinde (ESG) und von deren Studentenfarrer Hans Stroh geschwärmt. Und so war ich neugierig auf die Mainzer Studentengemeinde.

Schon kurz nach meiner Ankunft in Mainz machte ich mich auf den Weg, um den Studentenfarrer zu besuchen und mich zu erkundigen, ob und wie ich bei der Studentengemeinde mitmachen könnte.

Der Studentenfarrer sass zusammen mit einigen Studentinnen und Studenten in seinem Wohnzimmer, um das Semesterprogramm vorzubereiten. Er hörte

sich das Anliegen des Eindringlings an und wandte sich dann an die StudentInnen mit den Worten: «Ei, ei, ei, was sollen wir ihm da sagen?» Und dann wandte er sich an mich und sagte: «Kommen Sie doch einfach zu unserer Semestereröffnungsveranstaltung, dort erfahren Sie alles, was Sie wissen wollen.» Und damit war ich entlassen. Enttäuscht verliess ich den Raum.

Einige Tage später traf ich Hedl Siebert, die Tochter von Pfarrer Siebert aus Neustadt, die ebenfalls in Mainz studierte. Sie meinte: «Du, Arnold, do hinne hocken Studierende, die halten ‹Stille Zeit!›» Ich war höchst interessiert, denn seit ich an Ostern 1946 eine Tagung der Oxford-Gruppenbewegung besucht hatte, habe ich täglich ‹Stille Zeit› gehalten (Hedl wusste das). Ich ging also zu dieser Studentengruppe und habe mich schweigend in den Kreis der ‹Stille-Zeit-Haltenden› gesetzt. Als dann der Leiter der Gruppe, Rudi Affemann, das Gespräch freigab, habe ich mich vorgestellt und wurde von Rudi und den Anwesenden herzlich willkommen geheissen.

Ich erfuhr, dass es sich bei dieser Gruppe um den «Kleinkreis 3» (KK3) der Evangelischen Studentengemeinde handelte, der innerhalb der ESG als Aussen-seiter galt. Im Gegensatz zu den übrigen Kleinkreisen, die stärker intellektuell geprägt waren und vor allem an Diskussionen interessiert waren, ging es dem KK3 um ein gelebtes Christentum und um das missionarische Zeugnis innerhalb und ausserhalb der Universität. Ja, auch ausserhalb. So veranstalteten «wir» (ich gehörte unterdessen dazu) regelmässig missionarische Ein-



Der KK3 mit Rudi Affemann (stehend)

sätze zwischen den Trümmern am Hauptbahnhof (1948 war Mainz noch weitgehend zerstört), wo zahlreiche heimatlose Gestalten vegetierten – auch Heimkehrer aus der Kriegsgefangenschaft, die im zerstörten Mainz keine Angehörigen mehr gefunden haben. Wir haben diese Menschen in einen ehemaligen Bierkeller («Biertunnel») eingeladen, wo wir Brot und Tee mit ihnen teilten und ihnen von Jesus erzählten. Und dann kamen wir mit den Menschen ins Gespräch. Ich erinnere mich noch gut: Als wir eines Abends den «Biertunnel»

verlassen hatten, deutete einer der Obdachlosen auf ein zerstörtes Haus und sagte zu mir: «Es gibt doch 'n Gott!» Und dann erzählte er, dass er gestern an dieser Ruine vorbeigegangen sei, und dann hätte es plötzlich hinter ihm laut gekracht. Erschrocken habe er sich umgedreht und gesehen, dass ein schwerer Ziegelstein direkt hinter ihm auf das Trottoir gefallen sei. Er meinte: «Wenn ich nur ä Sekund langsamer geloffe wär, dann wär ich jetzt dood – es gibt doch 'n Gott!»



Der KK3 bei einem Ausflug zusammen mit «Gästen» (und einigen neugierigen Buben!); von rechts: Annemarie Siebert, schräg dahinter Ilse Baumann, schräg darüber Rudi Affemann; vorne links: Dorothea Theine und Renate Hust

Der KK3 hat sich schnell vergrössert. Bald war es nötig, ihn zu teilen, und so bildeten wir drei Unterkreise. Die Leitung eines dieser Unterkreise wurde mir über-

tragen. Wenn ich den Eindruck hatte, dass ein Student zu uns gehören sollte, habe ich ihn direkt angesprochen. So zum Beispiel den Studenten Günter Ewald, der im ersten Semester Mathematik studierte. Noch viele Jahre später hat Günter mich daran erinnert, dass ich ihm damals einen Rippenstoss gegeben habe mit den Worten: «Kumm, mach bei uns mit!» Günter hat bei uns mitgemacht und nach meinem Weggang von Mainz die Leitung des Unterkreises und später des Gesamtkreises übernommen. Nach Beendigung seines Studiums ist Günter Mathematikprofessor und später Rektor einer Universität geworden. Doch soweit sind wir noch nicht.

Durch meine Kontakte zur Oxford-Gruppenbewegung habe ich 1947 Mitarbeiter der aus der Oxford-Gruppenbewegung hervorgegangenen «Moralischen Aufrüstung» (MRA) kennen gelernt. Und so habe ich



Der MRA-Chor (Zweiter v. links: Hermann Risch)

dem imposanten MRA-Chor eine Einladung zu einem Auftritt an der Universität Mainz vermittelt. Das riesige Auditorium Maximum («Audimax») war bis auf den letzten Platz gefüllt. Die hinreissenden Lieder des hervorragenden Chors wurden durch Erfahrungsberichte ergänzt, in denen es um den «guten Weg» und um «Lebens-Änderung» ging.

Die Zuhörer – Studentinnen und Studenten und einige Professoren – haben unterschiedlich auf diesen Auftritt reagiert. Die meisten waren beeindruckt. Einige waren jedoch wütend. So zum Beispiel Rudi Affemann, der meinte, dass dieses ganze Theater überhaupt nichts mit Christus zu tun habe. In der anschliessenden Aussprache griff er den Sprecher des MRA-Chors, den Pfarrer Arno Erhardt, heftig an und rief ihm zu: «Sie verstoßen gegen Ihre erste Absolute – gegen die absolute Wahrhaftigkeit! Sie meinen Christus und die Bergpredigt – aber das verschweigen Sie und reden von «moralischer Aufrüstung».»

Arno Erhardt liess sich daraufhin zu dem Satz hinreissen: «Nein, wir meinen moralische Aufrüstung!» Das machte mich stutzig. Denn ich war bisher der Meinung, dass die MRA tatsächlich Christus meint, die Botschaft jedoch so verpackt, dass auch nicht-religiöse Menschen angesprochen werden. Diese Meinung habe ich auch noch kurz vorher in einer Seminararbeit im missionswissenschaftlichen Seminar der Universität Mainz vertreten. Jetzt wurde ich nachdenklich.

Rudi wurde noch skeptischer, als ich einen mir gut bekannten Evangelisten und Mitarbeiter der MRA,

Pfarrer Herbert Fuchs, zu einer vom KK3 organisierten Studenten-Evangelisation nach Mainz einlud. Obwohl Rudi dieser Einladung zugestimmt hatte, wurde er während der Verkündigung von Herbert Fuchs zusehends nervös, besonders, als wir Herbert Fuchs mit zum Bahnhof nahmen, um ihm Gelegenheit zu geben, den Obdachlosen das Evangelium zu verkünden. Als Fuchs dann statt über Jesus über den «guten Weg» sprach, ist Rudi vollends ausgerastet. Auch für mich war damit das Thema MRA abgehakt. Daran änderten auch ein späterer Kurzbesuch in Caux-sur-Montreux (dem europäischen Zentrum der MRA) und eine persönliche Begegnung mit Frank Buchmann, dem Gründer der Oxford-Gruppenbewegung und der MRA, nichts mehr.

Schnupperstudent und Rosinenpicker

Und was habe ich studiert?

Von meinem zwölften bis zu meinem siebzehnten Lebensjahr wollte ich Arzt werden. Doch dann begann mich die Theologie zu interessieren. Das hatte folgenden Grund: In den Jugendstunden der von mir in Edenkoben gegründeten «Adler» (davon berichte ich im Teil 1 meiner Erinnerungen) legte ich regelmässig Bibeltexte aus. Durch den oben erwähnten Besuch einer Tagung der Oxford-Gruppenbewegung an Ostern 1946 begann mich die tägliche «Stille Zeit» zu faszinieren,

in der mein Freund Theo Schmidt und ich vor Schulbeginn (also von ca. 6.15 Uhr bis zur Abfahrt der Oberlandbahn um ca. 7 Uhr) in der Stille unsere Gedanken aufschrieben und dann «austauschten».

Im Gymnasium führte ich «theologische» Gespräche mit meiner katholischen Mitschülerin Maria Biffar und mit Helmut Wipprecht, einem Methodisten, der eine Klasse unter mir war und sich sehr für Theologie interessierte. (Er ist später Pfarrer geworden.) Regelmässig besuchte ich auch die Bibelstunden von Lene Frenzel im Hause Siebert und Veranstaltungen des zur Burkhardthaus-Bewegung gehörigen «Zielsatzkreises», in den ich als einziges männliches Mitglied aufgenommen worden war. Das alles weckte mein Interesse an Theologie. Hinzu kam, dass nach dem Krieg sehr viele Militärärzte aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrten, so dass behauptet wurde: «Mit Medizinern kann man die Strassen pflastern.» Es erschien mir deshalb wenig sinnvoll, Medizin zu studieren, obwohl ich nach wie vor Interesse an Medizin hatte und gelegentlich auch medizinische Vorlesungen besuchte. Doch mehr und mehr hat sich dann mein therapeutisches Interesse auf die Psychotherapie verlagert.

Dass ich mich für Theologie interessierte, hiess keineswegs, dass ich Pfarrer werden wollte. Das wollte ich nicht, sondern mich interessierten neben der Theologie auch die Psychologie und die Kunstgeschichte. Und so streckte ich in Mainz die Fühler nach diesen drei Richtungen aus.



Aula und Audimax der Johann Gutenberg-Universität in Mainz

Meine erste Begegnung mit der *Psychologie* war eine brillante Vorlesung über «Allgemeine Psychologie», die Karl Holzamer (der spätere erste Intendant des ZDF) im vollbesetzten Audimax hielt (Karl Holzamer wurde



Karl Holzamer



Friedrich Gerke

über hundert Jahre alt, er starb unmittelbar, bevor ich mit der Niederschrift meiner «Erinnerungen» begann).

Mein erster Universitätskontakt mit der *Kunstgeschichte* war eine Vorlesung von Friedrich Gerke über «Plastik und Malerei im Zeitalter von Matthias Grünewald und Tillmann Riemenschneider». Diese Vorlesung war für mich kein Neuland, denn schon früh hatte ich mich für diese beiden Gestalten und ihre Werke interessiert.

Meine erste Begegnung mit der «Universitäts»-Theologie war eine Vorlesung des jungen Schweizer Theologen Eduard Schweizer über das Lukas-Evangelium und sein Pro-Seminar über die Didachä, der ältesten frühchristlichen Schrift ausserhalb des Neuen Testaments. Mit Eduard Schweizer war ich zeitlebens bis zu seinem Tode herzlich verbunden.



Eduard Schweizer (rechts) im Gespräch mit dem Studentenfarrer Semmler bei einer Studentenfreizeit in Oppenheim im März 1949

Und was fällt mir zu «Mainz» sonst noch ein?

In der ersten Stunde der Jesaja-Vorlesung des Alttestamentlers Friedrich Horst sass ich neben einem Studenten, der aus seiner Aktentasche eine wohlverschnürte und mehrfach versiegelte Biblia Hebraica hervorholte und dann mit Hilfe eines Messers die Schnüre löste und die Siegel erbrach. Als ich ihm verwundert zuschaute meinte der Kommilitone: «Diese Biblia Hebraica hat mir mein Vater übergeben, als ich letzte Woche nach Mainz fuhr. Er hat mir dazu erklärt: «Ich habe diese Bibel nach meinem theologischen Examen verschnürt und versiegelt und mir geschworen, dass ich dieses Buch nie mehr öffnen werde!» Er hat seinen Schwur bis heute gehalten, aber ich habe die Bibel jetzt geöffnet!» Und dann hat er das Buch Jesaja aufgeschlagen. Ich habe ebenfalls dieses biblische Buch aufgeschlagen, ebenfalls in der hebräischen Bibel meines Vaters, die zwar nicht verschnürt war, aber auch keine Spuren eines allzu eifrigen Gebrauchs erkennen liess.

Wenn wir nun schon einmal beim hebräischen Alten Testament sind, fällt mir eine kleine Episode aus dem Hebräisch-Unterricht ein. Obwohl ich schon im Gymnasium am Wahlfach Hebräisch teilgenommen hatte, hatte ich den Wunsch, meine Hebräischkenntnisse ein wenig aufzufrischen und zu festigen, zumal in Mainz Professor Eugen Ludwig Rapp einen glänzenden und humorvollen Hebräisch-Unterricht erteilte.

Mit seinen Studentinnen und Studenten machte er gelegentlich Exkursionen auf den jüdischen Friedhof, um die hebräischen Inschriften auf den Grabsteinen

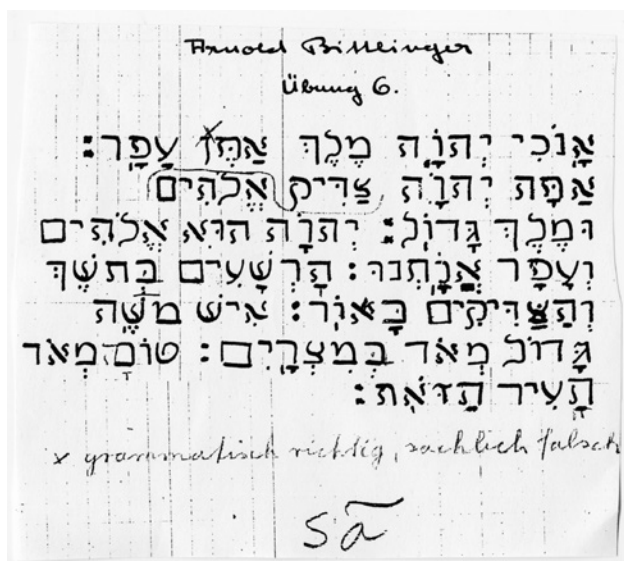


Mit Prof. Rapp bei einer Studentenfreizeit (rechts neben Rapp mit Tennisring meine Schwester Waldtraut).

zu entziffern. Da die Buchstaben der neueren Grabsteine manchmal recht verwittert waren, hat Professor Rapp jeweils einen Holzkohlestift mitgenommen, um sie wieder lesbar zu machen. Er fuhr zu diesem Zweck den Rillen der einzelnen Buchstaben nach. Wieso waren nur die Buchstaben der «neueren» Grabsteine verwittert? Weil die alten Grabsteine nicht geglättet waren. Die Oberfläche war deshalb unbeschädigt und die hebräischen Buchstaben haben die Jahrhunderte wunderschön und völlig unbeschadet überdauert. Sie waren spielend zu lesen.

Als Hebräischlehrer hatte Rapp eine Assistentin, die jeweils die Arbeiten der StudentInnen korrigierte. Diese Assistentin war als «Feministin» bekannt – damals

noch eine Seltenheit. Ich erlaubte mir deshalb bei der Übersetzung eines deutschen Textes ins Hebräische einen Scherz. In einem Satz, der im Deutschen lautet: «Ich, Jahwe, bin König, ihr seid Staub», versah ich das «ihr» im Hebräischen mit der Feminin-Endung. Der Satz bedeutete deshalb in der Rückübersetzung: «Ich, Jahwe, bin König, ihr *Frauen* seid Staub.» Die Assistentin schrieb deshalb unter den Text: «Grammatisch richtig, sachlich falsch.»



In Ballaigues

Anfang 1949 machten zwei Vertreter der «International Fellowship of Evangelical Students» (IFES), nämlich Stacey Woods, der Generalsekretär der IFES, und

der Schweizer Pädagoge Hans Bürki, eine Erkundungsreise durch die westdeutschen Universitäten. Sie hielten Ausschau nach Studentinnen und Studenten, die daran interessiert wären, in Deutschland einen nationalen Zweig der IFES ins Leben zu rufen, so wie dies in vielen anderen Ländern der Fall ist z. B. in England die «InterVarsity Christian Fellowship» (IVCF), in Frankreich die «Groupes Bibliques Universitaire» (GBU) und in der Schweiz die Vereinigten Bibelgruppen (VBG), die Hans Bürki gerade erst gegründet hatte. Als die beiden nach Mainz kamen und ihr Anliegen dem KK3 vortrugen, war ich hell begeistert. Es war für mich klar, dass ich da mitmachen würde.

Eine Auswahl von Studentinnen und Studenten von verschiedenen deutschen Universitäten, die an der Bildung einer solchen Studentenbewegung interessiert waren, wurde daraufhin im Sommer 1949 zu einer Art «Kaderschulung» nach Ballaigues in die Schweiz eingeladen. Auch ich war unter diesen Auserwählten.

Und so stand ich im August 1949 zum ersten Mal auf Schweizer Boden – genauer: In der grossen Halle des Schweizer Bahnhofs SBB in Basel. Erstaunt stellte ich fest: Alles war sauber und intakt. Welch ein Unterschied zu dem noch immer von Kriegsschäden gezeichneten Deutschland! Irene, die Nichte unserer deutsch-russischen Edenkobener Haushälterin, die als Krankenschwester in Basel tätig war, war von ihrer Tante von meiner Ankunft unterrichtet worden. Sie hatte mich auf dem Bahnhof schnell erspäht, kam auf mich zu und begrüßte mich herzlich.



*Arnold und die «Nichte»
in Basel*

Da ich nur einige Stunden Aufenthalt in Basel hatte, schlug die «Nichte» eine kleine Stadtbesichtigung vor. Als ich fragte: «Und was mache ich mit meinem Koffer?», meinte sie: «Den kannst du einfach hier in der Halle stehen lassen, hier wird nichts gestohlen!» Ungläubig blickte ich die «Nichte» an, vertraute aber ihren Worten und zog mit ihr los, um die Stadt zu besichtigen. Zunächst ging es in die Altstadt mit ihren wunderschönen Barockbau-

ten und dann natürlich zum Münster, wo ich erheitert feststellte, dass es dort auch eine «Pfalz» gab.

Und dann ging es wieder zurück zum Bahnhof, wo mein Gepäck friedlich und unangetastet mitten in der Bahnhofshalle stand. Nach einem herzlichen Dankeschön an Irene brachte mich der Zug nach Süden, in den Jura.

Und dann war ich in unserer Tagungsstätte, dem Haus «Jura Rosalie» in Ballaiges sur Vallorbe. Und wer war dort versammelt? Etwa 30 Studentinnen und Studenten von verschiedenen deutschen Universitäten, die interessiert und bereit waren, bei der in Deutschland

neu zu gründenden missionarischen Studentenbewegung mitzuarbeiten. Diese «Kaderschulung» hatte zwei Schwerpunkte. Erstens die Erarbeitung einer biblischen Grundlage für die neu zu gründende Studentenbewegung, zweitens Planungsgespräche über Ziele, Arbeitsweise und den Namen einer solchen Bewegung.



TeilnehmerInnen am Sommerkurs in Ballaigues. Arnold oberste Reihe Dritter von rechts.

Zur Erarbeitung einer biblischen Grundlage war ein «Universitäts-Sommerkurs» eingerichtet worden. Namhafte Professoren und Dozenten aus dem konservativen Lager waren eingeladen worden, so zum Beispiel René Pache und Pierre de Benoît mit Tochter Claire-Lise aus der Schweiz, Jules-Marcel Nicole aus Frankreich, Erich Sauer aus Deutschland und W.J. Martin aus England. Es war klar: Es ging um ein solides biblisches



Arnold mit J.M. Nicole



René Pache

Fundament, das sich deutlich von der damals an deutschen Universitäten vorherrschenden Bultmannschen Entmythologisierung und anderen «modernen» theologischen Strömungen unterschied.

Es gibt doch eigenartige «Zufälle»: Seit mehr als 60 Jahren habe ich nie mehr etwas von Pierre und von



Pierre de Benoit



Claire-Lise de Benoit

Claire-Lise de Benoit gehört. Doch jetzt, während ich im Juni 2010 diese Erinnerungen schreibe, begegnet mir in den «Paroles et textes» (franz. Ausgabe der Herrenhuter Losungen), die ich täglich lese, sowohl ein Vers von Pierre als auch von Claire-Lise de Benoit:

22 MARDI

Je languis après ton salut, j'espère en ta parole.

Psaume 119,81

Jésus dit: Si vous demeurez en moi et que mes paroles demeurent en vous, demandez tout ce que vous voudrez, et cela vous sera accordé.

Jean 15,7

J'ai fait de magnifiques expériences dans ce domaine, et je puis affirmer que Dieu exauce nos requêtes. Il ne le fait pas toujours comme nous le pensons ou le demandons, mais il nous exauce au-delà de toute compréhension.

Pierre de Benoit

30 MERCREDI

C'est toi, Seigneur, qui bénis le juste, tu l'entoures de ta faveur comme d'un bouclier.

Psaume 5,13

Prenez surtout le bouclier de la foi, il vous permettra d'éteindre tous les projectiles enflammés du Malin.

Ephésiens 6,16

Non! Je n'aurai ni peur, ni crainte, car le Dieu fort est mon secours. Il me protège dans l'enceinte de son puissant et saint amour.

C. L. de Benoit

Für den Schwerpunkt «Planungsgespräche» waren Stacey Woods, der Generalsekretär der IFES und Hans Bürki, der Leiter der VBG zuständig.



Erich Sauer (rechts) im Gespräch



W.J. Martin (links) und Stacey Woods (rechts)

Bei diesen Gesprächen wurde um eine gemeinsame Linie gerungen. Erste Entwürfe für «Richtlinien» wurden besprochen. Für den Namen der zu gründenden



Hans und Ago Bürki

Bewegung wurden mehrere Vorschläge gemacht. Mein Vorschlag war: «Evangelische Studentenvereinigung» (ESV) – in bewusster Anlehnung an die «Christliche Studentenvereinigung» (CSV), zu der mein Vater als Student gehört hat, und die unterdessen in der Studentengemeinde aufgegangen war (zum Bedauern mancher alter



Beim Studium: einsam ...



... gemeinsam

CSV-ler, wie z.B. von Professor Karl Heim, der später in der SMD die eigentliche Nachfolgerin der CSV sah).

Die Ballaiger Vorschläge wurden im Oktober an einer Tagung in Wiesbaden-Kloppenheim in einem größeren Kreis diskutiert und in die Tat umgesetzt. Da ich unterdessen zum Studium nach Aix-en-Provence abgereist war, konnte ich in Kloppenheim nicht mit dabei sein, und so haben die dort Anwesenden sich für den Namen «Studentenmission in Deutschland» (SMD) entschieden. Ich selber habe in Aix bei der GBU mitgearbeitet und nach meiner Rückkehr nach Deutschland die SMD-Gruppe an der Universität Heidelberg gegründet und geleitet. Später wurde ich in das Leitungsgremium der SMD («Bruderrat») berufen und beauftragt, die Schülerarbeit der SMD aufzubauen.

Doch soweit sind wir noch nicht, sondern jetzt fahre ich zunächst zum Studium nach Aix-en-Provence.

Meine Studienzeit in Aix-en-Provence

Im Wintersemester 1948/49 wurden in der Universität Mainz von der französischen Militärregierung (Mainz gehörte damals zur französischen Besatzungszone) Stipendien für ein Studium in Frankreich ausgeschrieben. Für Theologiestudenten waren zwei Plätze vorgesehen. Natürlich habe ich mich gemeldet und die Prüfung bestanden (es wurden vor allem französische Sprachkenntnisse geprüft). Bei unserem nächsten Treffen des KK3 erzählte ich Martha, einer Mitstudentin, die ebenfalls zum KK3 gehörte, von diesem Stipendium, und dass der zweite Platz noch frei sei. Martha meldete sich daraufhin ebenfalls und wurde angenommen.

Während es für Martha sofort klar war, dass sie in Paris studieren wolle, wollte ich mich zunächst näher informieren. Ich schwankte zwischen Paris und Montpellier. Doch dann wurde ich gegen Ende des Wintersemesters vom zuständigen Beauftragten der französischen Militärregierung zu einem Gespräch gebeten. Es wurde mir mitgeteilt, dass das Budget bedauerlicherweise um die Hälfte gekürzt worden sei, so dass jetzt nur noch *ein* Stipendienplatz statt der ursprünglich vorgesehenen zwei Plätze zur Verfügung stehe. Obwohl

ich als erster Bewerber Anrecht auf diesen Platz hätte, bitte er mich um Verständnis, wenn nach dem Prinzip «Ladies first» (er sagte das auf Englisch, obwohl er sonst französisch sprach) der Stipendienplatz der Dame zugeteilt würde. Enttäuscht verliess ich das Büro des Beauftragten. Jetzt war ich also schon zum zweiten Mal Opfer des Prinzips «Ladies first» geworden!

Wieso zum zweiten Mal? 1947 fand in Oslo die erste ökumenische Weltjugendkonferenz statt. Die Pfälzische Landeskirche durfte zu dieser Konferenz zwei Delegierte entsenden. Da mein Einsatz für den Neuaufbau der evangelischen Jugendarbeit dem zuständigen Landesjugendpfarrer Hans Bähr bekannt war, wurde ich für einen dieser beiden Delegierten-Plätze nominiert. Den anderen Platz erhielt Ilse Wendel, die ebenfalls aktiv in der Jugendarbeit tätig war. Voraussetzung für die Nominierung waren neben aktiver Tätigkeit in der Jugendarbeit gute Englischkenntnisse. Da ich nach meinem Übertritt ins Humanistische Gymnasium kein Englisch mehr hatte, sondern nur noch Französisch, (neben Latein, Griechisch und Hebräisch), habe ich bei einer Studienrätin des Lyceums Englisch-Unterricht genommen, um meine in der Oberschule Edenkoben erworbenen Englischkenntnisse aufzufrischen und zu vervollkommen. Doch dann wurde mir im Frühjahr 1947 vom Landesjugendpfarramt mitgeteilt, dass das Budget für Oslo um die Hälfte gekürzt worden sei, so dass der Pfälzischen Landeskirche nur noch ein Delegiertenplatz zur Verfügung stünde. Man bitte mich um

Verständnis, wenn «Ladies first» Ilse Wendel als Delegierte nach Oslo fahren werde.

Doch jetzt zurück nach Mainz: Ich war also zum zweiten Mal Opfer des Prinzips «Ladies first» geworden. (Bei meiner späteren Tätigkeit im Weltkirchenrat wurde dieses Prinzip bei Stellenbesetzungen noch weiter präzisiert, es hiess dann: «nach Möglichkeit nicht nur <weiblich>, sondern auch <schwarz> und <orthodox>».)

Ich hatte mich jedoch schon so sehr auf ein Studium in Frankreich gefreut, dass ich nicht gewillt war, aufzugeben. Und so habe ich die Fühler nach anderen Möglichkeiten ausgestreckt. Dabei habe ich erfahren, dass in der südfranzösischen Universitätsstadt Aix-en-Provence eine neue theologische Fakultät gegründet worden sei. Und was waren die Hintergründe dieser Neugründung?

Im Jahre 1938 erfolgte der Zusammenschluss der beiden grossen Reformierten Kirchen Frankreichs, nämlich der eher liberal geprägten «Union des Eglises Réformées» und der eher orthodox-calvinistisch geprägten «Eglises Réformées Evangéliques de France». Vier Fünftel der «Eglises Réformées Evangéliques» stimmten für den Zusammenschluss, ein Fünftel – und das waren genau fünfzig Kirchgemeinden – weigerten sich, diesem Zusammenschluss beizutreten, darunter auch die bedeutende Evangelisch-Reformierte Kirchgemeinde der Universitätsstadt Aix-en-Provence. Die fünfzig Gemeinden befürchteten eine «Verwässerung» ihres calvinistisch geprägten Glaubens und gründeten deshalb im

Juni 1939 in Aix-en-Provence eine eigene konservativ-calvinistische theologische Fakultät, die am 1. November 1940 ihren Unterrichtsbetrieb begann.

Da ich schon als Schüler begeistert die Calvin-Biographie von Emanuel Stickelberger gelesen habe (mein Vater hatte als Schweizer-Fan sämtliche Bücher von Emanuel Stickelberger!), war ich natürlich brennend an dieser calvinistischen Fakultät interessiert. Ich bewarb mich als Stipendiat («boursier») und wurde angenommen. Und so fuhr ich im Oktober 1949 nach Aix.



Heisse Quelle im «Cours Mirabeau», der Hauptstrasse von Aix.

Die Theologische Fakultät lag etwa dreissig Gehminuten vom Stadtzentrum entfernt in einem grossen Park

mit einem wunderschönen Blick auf den Mont Saint Victoire, der durch die zahlreichen Bilder von Cézanne weltbekannt geworden und bis heute mein Lieblingsberg ist:



Der Mont Saint Victoire

Die Vorlesungs- und Seminarräume waren in einer kleinen Villa untergebracht, wir Studenten wohnten in einer Baracke hinter dieser Villa.



Die «Villa»



*Arnold
vor der Baracke
(mit Trikolore!)*

Studentenleben

Meine Zeit in Aix war eine interessante Zeit. Da waren zunächst meine Mitstudenten: eine bunt zusammengewürfelte internationale Schar. Die Mehrzahl waren Franzosen, ausserdem gab es zwei Armenier, zwei Belgier, drei Schweizer, zwei Deutsche, ein Amerikaner und eine Jüdin. Besonders gut habe ich mich mit dem Armenier Robert («Bob») Sarkissan verstanden, dessen Eltern in Folge des Völkermordes an den Armeniern während des Ersten Weltkrieges nach Frankreich geflohen waren. Bob war durch und durch Franzose, aber er war auch durch und durch Armenier. Ich wollte gerne wissen, welche Nationalität für ihn stärker ist, d.h. was er in der Tiefe seines Wesens «eigentlich» ist. Und so fragte ich ihn: «Bob, wenn es einen Krieg zwischen

Frankreich und Armenien gäbe, auf welcher Seite würdest du kämpfen?» Bob meinte: «Es wird niemals einen Krieg zwischen Armenien und Frankreich geben.» Ich fragte weiter: «Ja – aber einmal theoretisch angenommen, es gäbe einen solchen Krieg?» Darauf Bob: «Es wird auch theoretisch keinen solchen Krieg geben!» Ich liess nicht locker und sagte: «Stelle dir einmal in der Tiefe deiner Seele einen solchen Konflikt vor – was bist du zuinnerst in deinem Herzen?» Bob tat einen tiefen Seufzer und sagte: «Ah – Arménien!»

An dieses Gespräch muss ich manchmal denken, wenn heute gar zu schnell und gar zu oberflächlich von einer «multikulturellen» Gesellschaft gesprochen wird. (Besonders bedrückend habe ich dieses Problem bei meinem Zusammensein mit den Indianern Nordamerikas empfunden! Während ich diese Zeilen schreibe, läuft im Fernsehen der Fünfteiler «Wir bleiben bestehen» – eine eindruckliche Dokumentation der Geschichte der nordamerikanischen Indianer!).

Und was haben wir in Aix ausserhalb des Unterrichts und der Privatstudien sonst noch gemacht? Wir haben vor allem «Boule», manchmal auch Ball gespielt.



Beim Boule-Spiel



Arnold mit Ball



Ophir als Pfadfinderführer

Es wurde auch allerlei Schabernack getrieben, vor allem mit den Bizuth (gesprochen «bissü»), das heisst mit den «Neuen». Ein Bizuth musste zum Beispiel einen Vortrag über ein von den «Alten» bestimmtes Thema halten und wurde dabei ständig ausgelacht und verspottet. Da ich im Herbst 1949 neu in die Fakultät gekommen war, war auch ich ein «Bizuth» und wurde zu einem solchen Vortrag verdammt. Mein Thema lautete: «Ein Alpinist in Schwierigkeiten erhält ein Seil, eine Leiter und eine Strickleiter. Wie befreit er sich damit aus seiner misslichen Lage?» Ich hatte einen Tag lang Zeit zur Vorbereitung und habe mir grosse Mühe gegeben, dieses Thema ernsthaft in möglichst gutem Französisch zu behandeln. Als ich jedoch meinen «Vortrag» begann, wurde ich ständig unterbrochen. Jeder Satz wurde unter die Lupe genommen und verspottet und verlacht. Und jeweils kommentiert: «Typisch Bizuth!» Unangenehmer als solch ein Vortrag war jedoch die

«Chapelle», die ein Bizuth erleiden musste. Wenn ein Bizuth für einen Tag oder länger abwesend war, wurde sein Zimmer ausgeräumt, das Bett wurde auseinandergebaut und alle Möbel im Park verstreut, zum Teil auch auf den Bäumen. In der Mitte des völlig leeren Zimmers wurde dann eine Kerze entzündet. Das war dann eine «Chapelle». Ich erinnere mich noch an das entgeisterte Gesicht von Ophir, der nach seiner Rückkehr von einem Pfadfinderlager sein leeres Zimmer mit der brennenden Kerze vorfand und dann unter dem Spott der Mitstudenten seine Sachen wieder zusammensuchen musste.

Als ich in den Osterferien 1950 zu meinen Eltern nach Edenkoben fuhr, sollte mein Zimmer ebenfalls in eine «Chapelle» verwandelt werden. Ich hatte jedoch vorgesorgt. Als meine Mitstudenten beim Mittagessen waren, habe ich die Tür von innen verschlossen, mein Bett, meinen Tisch und meinen Stuhl gegen die Tür gestellt und dann das Fenster aufgeschraubt. Dann bin ich mitsamt meinem Koffer aus dem Fenster gestiegen, habe es von aussen wieder zugeschraubt und bin zum Bahnhof marschiert.

Als ich nach den Osterferien wieder zurückkehrte, war mein Zimmer noch immer verrammelt. Meine Kommilitonen erklärten: «Eigentlich wollten wir dein Zimmer in eine «Chapelle» verwandeln. Es war für uns auch kein Problem, die Tür mit einem Dietrich aufzuschliessen. Aber als wir sie dann öffnen wollten, hat sich innen irgend etwas verkeilt, so dass wir die Tür nicht öffnen konnten. Da wir selber auch in die Ferien

fahren wollten, haben wir dann unseren Plan aufgegeben.» Und so bin ich der «Chapelle» glücklich entronnen. Ich habe mein Fenster wieder aufgeschraubt und bin eingestiegen.

In der Fakultät gab es einen zugelaufenen Hund und eine zugelaufene Katze. Die Tiere wurden von den «Anciens» betreut. Den Hund nannten sie «Bultmann» (eine gelungene Nachäffung seines Bellens) und die Katze «Karl Barth».

Soviel zu den Studenten. Und nun zu unseren Lehrern.

Unsere Professoren

Dekan war der Alttestamentler André Lamorte. Wir nannten ihn Dédé. Seine Vorlesungen und Seminare begann er jeweils mit den Worten: «Ouvriez votre Thora», (d.h. «Öffnet eure hebräische Bibel»). Und dann studierten wir unter seiner Anleitung langsam und sorgfältig einen hebräischen Text. Ein Ausspruch von Lamorte begleitet mich bis heute: «Méprisez pas les vieux livres – méprisez pas les petits livres.» («Verachtet nicht die alten Bücher – verachtet nicht die kleinen Bücher.») Dieser Satz hat mich zu literarischen Kostbarkeiten aus alten Zeiten geführt, so z.B. zu der ausserordentlich gründlichen Kommentar-Reihe zum Alten Testament von Keil und Delitzsch, die in der Mitte des 19. Jh. er-

schiene ist und zu den jüdischen Kommentaren von Samuel Hirsch, die ebenfalls im 19. Jh. erschienen sind. Und dann natürlich auch zu den Kommentaren von Johannes Calvin.

Der Kirchenhistoriker Georges Serr – wir nannten ihn Bombü – war ein recht umgänglicher, fröhlicher Mensch. Seine Vorfahren sind während den Hugenottenverfolgungen im 17. Jh. wie viele andere Hugenotten in die Pfalz geflohen, wo sie freundlich aufgenommen wurden und sich gut einlebten. Bis heute weisen viele französische Namen in der Pfalz – z.B. auch der Name Serr – auf diese Hugenottenflüchtlinge hin. Ein Vorfahre von Bombü wurde sogar Bürgermeister von Speyer. Bombü hat mich gebeten, ein wenig Ahnenforschung zu treiben, was ich sehr gerne getan habe. Ich habe einen interessanten Stammbaum für ihn zusammengestellt. Die Serr-Vorfahren haben zunächst in Burrweiler (in den alten Kirchenbüchern stand «Buhr» – so heisst das Dorf heute noch in der Mundart) Zuflucht gefunden und sich von dort aus in der Vorderpfalz weiter verbreitet. Der Grossvater von Bombü ist dann wieder nach Frankreich zurückgekehrt. Das in Deutschland verlorene Schluss-«e» (von Serre) hat er in Frankreich nicht mehr angehängt.

Als Gastprofessoren kamen regelmässig der amerikanische Presbyterianer Donald Grey Barnhouse und die beiden Professoren, die ich schon in Ballaigues kennengelernt hatte, René Pache und Jules Marcel Nicole.

Barnhouse war ein sehr interessanter Redner mit einer bildhaften Sprache und sprechenden Gesten. So erklärte er einmal in plastischer Weise Calvins Prädestinationslehre: «Stellen Sie sich vor, hier auf diesem Katheder stünde die ganze Menschheit – alle Menschen. Und jetzt pickt Gott einen heraus (Barnhouse demonstrierte dies mit Daumen und Mittelfinger seiner rechten Hand) und Gott sagt zu diesem Menschen (jetzt küsste Barnhouse den herausgepickten imaginären Menschen und warf ihn mit leichtem Schwung nach oben) «au ciel!» – «in den Himmel!». (Das machte Barnhouse noch mit einigen anderen Menschen, die er willkürlich herauspickte.) Zu den übrigen Menschen sagt Gott (jetzt kneipelte Barnhouse die restlichen ima-



Einige unserer Professoren (von links): Photograph, Georges Serr («Bombü»), Jean Cruvellier («Crücriü»), André Lamorte («Dédé»); hinter Lamorte: Donald Grey Barnhouse (Gastprofessor, deshalb ohne Spitznamen)

ginären Menschen wie Murmeln mit Daumen und Zeigefinger vom Katheder) «et vous: dans l'enfer!» («und ihr: in die Hölle!»).» Ich war über diese Demonstration entsetzt. Aber ich musste zugestehen: So kann man Calvins Prädestinationslehre (und einige Bibelstellen!) verstehen.

So sehr ich von Calvins Institutio angetan war – hier konnte und wollte ich nicht mitgehen. Das ist nicht der Gott, der mir in Jesus Christus begegnet, den ich liebe und dem ich vertraue.



Studenten mit Professoren; Arnold: Dritter von rechts (Pfeil); vorne Mitte: Donald Grey Barnhouse

Doch zurück zu Barnhouse. Trotz seiner hart wirkenden Demonstration war er ein wunderbarer Bibelausleger, und ich lese heute noch gerne in seiner grossen, vierbändigen Auslegung des Römerbriefs.

Und jetzt zu Dr. jur. René Pache. Er war auch als Theologe durch und durch Jurist. In seinen zahlreichen Publikationen hat er biblische Bücher wie Gesetzbücher in Paragrafen, Abschnitte und Unterabschnitte gegliedert und dadurch die Texte transparent gemacht. In seinen Büchern und Vorlesungen sucht man vergebens nach seinen eigenen Gedanken und Konzepten – er lässt nur die Texte reden und lässt so den Leser manche Perle entdecken, die er ohne Paches juristische Schürfarbeit nicht entdeckt hätte. Bis heute lese ich gerne in den Büchern von René Pache.

Auch Jules-Marcel Nicole bleibt hart am Text der Bibel, aber nicht als Jurist, sondern als Altphilologe. (Nicole hat unter anderem eine griechische Grammatik verfasst.) Auch seine durch grosse Klarheit ausgezeichneten Bücher lese ich immer wieder gerne.

In Aix gab es – jeweils am Ende des Sommersemesters – ein Zwischenexamen. Nicole prüfte Neues Testament. Er hatte dazu auf dem Tisch etwa zwanzig verdeckte Karten mit Examensfragen ausgebreitet. Er forderte mich auf, eine dieser Karten aufzudecken. Ich weiss heute noch (nach 60 Jahren!) was auf



*J.M. Nicole (links) und
R. Pache (rechts)*

der von mir aufgedeckten Karte stand. Es ging um die Theologie des ersten Petrusbriefes. Darüber hat mich Nicole dann geprüft.

Ein wirklich bedeutender Theologe war Henry Bruston (wir nannten ihn «Cocoi»), Sohn und Enkel namhafter Alttestamentler von Montauban (Vorläufer-Fakultät von Montpellier). Emile G. Léonard bezeichnet Henry Bruston in seiner «Histoire du Protestantisme» – neben Karl Barth – als einen der profilierten Vertreter der Wiederbelebung der Dogmatik («Reveil de la dogmatique») in der Reformierten Kirche. Bruston ging es jedoch nicht um «Neuerungen», sondern um eine Neubelebung der Quellen. «Cocoi» war durch und durch Calvinist. Seine glänzende Einführung in Calvins Katechismus hat mir dieses kleine Buch (ich denke dabei an Lamortes Ausspruch «Méprisez pas les petits livres!») bis zum heutigen Tag lieb und vertraut gemacht. Calvin hat seinen Katechismus in fünfundfünfzig «Sonntage» aufgeteilt und in Genf an jedem Sonntag in der Kinderlehre einen «Sonntag» behandelt. Ich habe es mir zur Angewohnheit gemacht, ebenfalls an jedem Sonntag (einschliesslich Karfreitag und Himmelfahrt) einen der «Sonntage» zu lesen und zu meditieren. Als ich Bruston einmal fragte, was er für die beste Dogmatik halte, antwortet er ohne Zögern: «Calvins Institutio!» (Bei meinem Theologieexamen 1952 in Speyer fragte mich der Prüfungsleiter Prof. Schaller, welche Dogmatik mir am meisten entspricht. Ich habe – wie Bruston – geantwortet «die Institutio». Erstaunt fragte Schaller: «Keine neuere?» Ich habe geantwortet: «Nein, keine neuere!»)

Ich fragte Bruston einmal: «Und wie stehen Sie zu der ‹ewigen Verdammnis›, die Calvin doch eindeutig vertritt?» Bruston schwieg eine Weile, dann sagte er: «Der Vater Jesu Christi quält keine Menschen. Für mich ist Psalm 1 wichtig: ‹Der Gottlosen Weg vergeht›.» Mir wurde



Henry Bruston

deutlich: Bruston steht dem *Herzen* Calvins näher als Calvins juristischer Verstand seinem eigenen Herzen.

Pfingstler und Adventisten

Bei einem meiner Spaziergänge durch Aix entdeckte ich in einer Seitenstrasse an einem Haus ein Schild: «Eglise Pentecôtiste». Ich werde neugierig und beschliesse, einen Gottesdienst dieser Freikirche zu besuchen. Am Eingang werde ich freundlich begrüsst. Ein Liederbuch wird mir überreicht. Ich betrete den Saal, der sich allmählich mit Frauen und Männern aller Altersstufen füllt. Ich setze mich in den linken Block in eine der hinteren Bänke. Dann beginnt der Gottesdienst. Es wird gesungen – laut und emotional. Es macht mir Spass, die eingängigen Melodien mitzusingen. Dann predigt ein junger Mann – ebenfalls laut und emotional. Im-

mer wieder rufen Gemeindeglieder dazwischen: «Oui, c'est vrai! Jésus! Alléluja! Amen!» Der Prediger lässt sich nicht stören. Seine Predigt ist schlicht, aber wortgewaltig. Den Zuhörern gefällt sie offensichtlich. Sie hängen gebannt an seinem Mund. Und dann wird gebetet – in Französisch. Nach einigen Minuten steht ein Mann auf – im rechten Block ziemlich weit vorne. Er spricht in einer mir unbekannten Sprache laut und emotional, aber klar artikuliert. Und wieder rufen einige «Alléluja, Amen!» Der Mann setzt sich, eine Frau steht auf und sagt ein Gebet in Französisch. Meine Nachbarin flüstert mir zu: «C'est l'interprétation» («das ist die Interpretation»). Dann stehen alle auf und beten gleichzeitig – manche in Französisch, andere in unbekannten Sprachen – wieder laut und emotional. Anscheinend gefällt das den Leuten. Sie schauen glücklich nach oben mit erhobenen Händen. Ich denke: «Es fällt sicherlich nicht auf, wenn ich auch mitmache.» Und so erhebe ich die Hände und zitiere laut und emotional auf Griechisch den Anfang von Homers Odyssee (den ich auswendig kann):

*andra moi ennepe musa polytropon hos mala polla
 planchthä epei troiäs hieron ptoliethron epersen;
 pollon d'anthropon iden astea kai noon egno,
 polla d' ho g' en ponto pathen algea hon kata thymon,
 arymenos hän te psychän kai noston hetairon.
 all' oud' hos hetarus errhysato, hiëmenos per;
 auton gar spheteräsin atasthaliäsin olonto,
 näpioi, hoi kata bous hyperionos äelioio ...*

Es macht mir Spass, mich von den Emotionen der anderen mittragen zu lassen. Als das Beten verebbt, schaut mich meine Nachbarin strahlend an und sagt: «Ah – vous parlez aussi en langue! Alléluja!» Natürlich spreche ich in einer «Sprache», nämlich in Griechisch, was jene Frau ebensowenig versteht wie ich die verschiedenen Sprachen der anderen Betenden. Das also ist das «Beten in Sprachen», unsinnigerweise von manchen, die dieses Phänomen nicht kennen, «Zungenreden» genannt. (Den Unterschied zwischen «Zunge» und «Sprache» gibt es im Französischen nicht, denn «langue» heisst sowohl «Sprache» als auch «Zunge».) Eines wird mir klar: Die Bibelausleger (auch anerkannte Kommentarschreiber!) haben nicht recht, wenn sie das neutestamentliche Phänomen der «Glossolalie» als «ekstatisches Lallen» oder ähnlich bezeichnen. Ja, die Leute in der Versammlung sind emotional und fröhlich – aber ich sehe niemand, der in «Ekstase» geraten ist. Alle sind bei klarem Verstand, sie können laut und leise reden, aufhören und anfangen, ganz wie sie wollen – genau so wie ich bei meinem Reden in griechischer Sprache.

Der Besuch bei den Pfingstlern hat bei mir keinen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Ich empfand den Gottesdienst als kurzweilig und lustig, aber ich hatte nicht das Bedürfnis, noch einmal einen solchen Gottesdienst zu besuchen. Viele Jahre später bin ich dem Phänomen der «Glossolalie» in den USA in einem völlig anderen Kontext erneut begegnet. (Darüber berichte ich in einem späteren Kapitel.)

Und wieder einmal schlenderte ich durch die Strassen von Aix. In einem Touristenbüro lagen Prospekte auf, vor allem Hinweise auf kulturelle Veranstaltungen. Doch dann blieb mein Blick auf einem bunten Faltblatt hängen, auf dem glücklich aussehende bibellesende Menschen und spielende Kinder abgebildet waren (die Gesichter der Kinder erinnerten mich an das strahlende Kindergesicht auf den «Brandt»-Zwiebackbeuteln). Neugierig las ich den Prospekt. Eine Bibelschule der «Adventisten» bot einen Fernkurs an, bei dem man diese religiöse Gemeinschaft näher kennenlernen und nach erfolgreichem Abschluss des Fernkurses ein Diplom erwerben könne. Schon immer hatte ich eine Vorliebe für «Diplome». Ein Diplom bedeutet für mich, dass ich mich mit einer Sache gründlich befasst habe und dass meine Anstrengungen zu einem erfolgreichen Abschluss gekommen sind. Und so schickte ich die Anmeldung für den Fernkurs an die Adventisten-Bibelschule und erhielt wenig später das Unterrichtsmaterial. Nach dem Studium einer Lektion musste ich jeweils einen Fragebogen ausfüllen, der mir dann korrigiert zurückgeschickt wurde. Und so lernte ich im Laufe der Zeit die «Adventisten» kennen. Ich lernte, dass die amerikanische Visionärin Ellen White (gestorben 1917) zwar nicht die Gründerin, aber die geistige Chef-Ideologin dieser stark auf die Wiederkunft Christi (lat. «adventus» – daher der Name «Adventisten») ausgerichteten Bewegung war und durch ihre Engelbotschaften grossen Einfluss auf Ausbreitung und Lehre der Adventisten hatte. Ich lernte weiterhin, dass für diese

Glaubensgemeinschaft das alttestamentliche Sabbath-Gebot (deshalb heissen die Adventisten auch «Sabbathisten») und alttestamentliche Speisevorschriften (insbesondere das Verbot von Schweinefleisch) verbindlich sind. Zwar kamen mir die Bibelinterpretationen manchmal recht eigenwillig vor, aber da die Fragebogen nur nach Lehre der Adventisten fragten und nicht nach meiner Meinung zu diesen Lehren, war es für mich kein Problem, die Fragen zu beantworten. Das änderte sich erst am Ende des Kurses. Nachdem ich den letzten Fragebogen zurückgeschickt hatte, wurde mir mitgeteilt, dass ich den Fernkurs bestanden habe, und dass mir deshalb das Diplom zugeschickt würde, Voraussetzung sei allerdings, dass ich mich mit beiliegendem Formular verpflichte, kein Schweinefleisch zu essen. Nach einigem Zögern war mir klar, dass mir das Diplom wichtiger ist als das Essen von Schweinefleisch und so unterschrieb ich die Verpflichtung und erhielt das Diplom der Adventisten-Bibelschule.

Am nächsten Tag gab es beim Mittagessen Schweinefleisch – für jeden Studenten eine Scheibe (ich sehe sie noch vor mir). Obwohl es nur einmal wöchentlich Fleisch gab und ich gerne Fleisch ass, habe ich zum Erstaunen meiner Kommilitonen auf das Fleisch verzichtet. Das hielt ich auch in der folgenden Woche durch. In der dritten Woche jedoch wurde es mir klar, dass ich nicht mein ganzes Leben lang auf Schweinefleisch verzichten wolle, und so ass ich genüsslich aber mit schlechtem Gewissen meine Fleischportion. Dann teilte ich der Adventisten-Bibelschule mit, dass ich mich

in Zukunft nicht an das Fleischverbot halten werde. Ich rechnete damit, dass ich das Diplom zurückschicken müsse. Es erfolgte jedoch nichts. Die Bibelschule hat nicht reagiert und so besitze ich bis heute neben manchen anderen Diplomen auch ein Diplom der Adventisten-Bibelschule – jetzt zu recht, denn seit einigen Jahren esse ich aus gesundheitlichen Gründen kein Schweinefleisch mehr.



Kathedrale in Aix

Und wo war meine eigene «kirchliche» Heimat? Ich besuchte in der Regel den Gottesdienst in der reformierten Kirche und die Veranstaltungen der GBU («Groupes Bibliques Universitaires»), dem französischen Zweig der IFES (International Fellowship of Evangelical Students).

Manchmal besuchte ich aber auch die Messe in der katholischen Kathedrale, in deren Chor ich mitsang. Wir probten damals die Bach-Kantate «Ich hatte viel Bekümmernis» (BWV 21). Noch heute singt in mir die Tenorstimme mit dem französischen Text: «J'avais du chagrin dans mon coeur.»

Weihnachten 1949

Eigentlich wollte ich die Weihnachtsferien in Algerien verbringen. Obwohl Algerien damals noch zu Frankreich gehörte, brauchte ich als Nicht-Franzose ein Visum. Und so begab ich mich zum Passbüro. So kurz nach dem Krieg herrschte bei vielen Franzosen noch eine starke Aversion gegen Deutsche. Das bekam ich immer wieder zu spüren – so auch auf dem Passbüro. Der zuständige Beamte war recht unfreundlich und wollte wissen, warum ich nach Algerien fahren wolle. Ich sagte, dass ich mich für Archäologie und Kunstgeschichte interessiere. Daraufhin meinte er, dass er meinen Antrag an die für Ausländer zuständige Stelle weiterleiten müsse und dass es lange dauern könne, bis ich Bescheid erhalte. Er empfehle mir deshalb, telegrafisch einen Eil-Antrag zu stellen. Obwohl mein sehr knappes Budget dadurch unverhältnismässig belastet wurde, befolgte ich seinen Ratschlag und dann wartete ich Tag für Tag auf den Bescheid. Doch jedes Mal, wenn ich mich im Passbüro erkundigte, hiess es: «Pas de réponse!» («Noch keine Antwort»). Erst einen Tag vor dem von mir ins Auge gefassten Abreisetermin wurde mir auf dem Passbüro der Bescheid überreicht: «Visa refusé pour le Maroc». Es half nichts, dass ich dem Beamten sagte, dass ich ja gar nicht nach Marokko wollte, sondern nach Algerien. Der Beamte blieb ungerührt und meinte: «Das ist nicht mein Problem – das geht mich nichts an!»

Unterdessen war der 22. Dezember angebrochen. Meine Mitstudenten waren in die Ferien abgereist. Ich war allein in meinem Barackenzimmer und überlegte, wie und wo ich Weihnachten verbringen will. Und so kam der 24. Dezember. Ich beschloss, ans Meer zu fahren. Am frühen Nachmittag bestieg ich den Trolleybus und fuhr nach Marseille bis zur «Cannebière», der Hauptstrasse von Marseille, die direkt zum

«Vieux port», dem alten Hafen von Marseille führte. Am «Vieux port» bog ich links ab und schritt die Uferstrasse entlang – immer weiter, bis die Häuser seltener wurden und den Blick aufs Meer frei gaben. Zwischen Kakteen und Agaven führte schliesslich ein schmaler Pfad hinunter ans Meer. Ich kannte diesen Pfad, denn ich war schon einige Male hierher gekommen, um allein zu sein und mit dem Meer Zwiesprache zu halten. Ich lief dann am steinigen Ufer der Corniche entlang und kam zu einer geräumigen Felsenhöhle, die zum Meer hin geöffnet war.



*Agaven auf dem Weg zu
«meiner» Höhle*

Dort sammelte ich ein wenig dürres Holz – es lag genug davon vor der Höhle – und entfachte ein kleines Feuer. Dann holte ich aus meinem Rucksack eine Baguette, ein wenig Schafskäse, einige schwarze Oliven und eine halbe Flasche Rotwein – eine Mahlzeit, wie ich sie liebe. Ich setz-



Blick aus meiner «Weihnachtshöhle» aufs Mittelmeer

te mich neben das Feuer und begann zu essen. Nachdem ich meine Mahlzeit beendet hatte, lehnte ich mich an die Höhlenwand und schaute aufs Meer. Rechts vor mir lag die Ile d'If mit dem berühmten Château d'If, in dessen Gefängnis der Graf von Monte Christo geschmachtet hatte und aus dem er in abenteuerlicher Flucht geflohen war, um grausame Rache an seinen Feinden zu nehmen. Links vor mir lag das offene Meer. Ich dachte daran, dass am anderen Ende dieses Meeres Palästina liegt, wo Jesus gelebt hat, an dessen Geburtstag die Christenheit heute denkt.

Dann holte ich meine Mundharmonika aus dem Rucksack und begann, all die vertrauten Weihnachtslieder zu spielen. Dazwischen sang ich einige Verse und spielte dann wieder auf der Mundharmonika. Dann holte ich mein griechisches Neues Testament aus dem Rucksack und las die Weihnachtsgeschichte. Ich vertiefte mich in das Geschehen, das im zweiten Kapitel des

Lukasevangeliums beschrieben ist. Ich rief mir ausserdem die vielen Weihnachtsabende in Erinnerung, die ich bisher erlebt hatte.

Allmählich begann es zu dämmern, das Feuer war heruntergebrannt und ich begann zu frösteln. Ich bedeckte die Feuerstelle mit Sand und Steinen und begab mich auf den Rückweg. Der schmale Pfad am steinigen Meeresufer war kaum noch zu erkennen. Wenn ich mir nicht einige besonders gestaltete Agaven als Markierungspunkte gemerkt hätte, wäre der Rückweg ein schwieriges Unternehmen geworden. Aber so kam ich leidlich voran und gelangte wieder zum «Vieux port» und von dort auf die «Cannebière». Es war inzwischen dunkel geworden. Die Häuser der Hauptstrasse waren erleuchtet und die Strassenlaternen spendeten zusätzliches Licht. Es war jedoch ruhiger auf der «Cannebière» als sonst. Der Strassenverkehr war verebbt und nur noch wenige Autos belebten die sonst so geschäftige Strasse. Dagegen waren die Kneipen hell erleuchtet und mancherlei Gestalten drängten sich durch die offenen Eingänge, aus denen mir verlockende Düfte entgegen schlugen. Ich hüllte mich fester in meinen Mantel – ich war noch immer nicht recht warm geworden – und eilte weiter. Auf dem Trottoir schwankte mir ein Mann entgegen, der mit schwerer Zunge, aber umso lauter, die Marseillaise sang und dabei den Text verdrehte. Auch sonst begegneten mir mancherlei seltsame, zum Teil heruntergekommene, gestrandete Gestalten in dunkler Hautfarbe und dazwischen Matrosen und «normale» Menschen, die ein Zuhause hatten

und sich beeilten, um den Heiligen Abend bei ihren Angehörigen zu verbringen. Andere hatten kein Zuhause und wussten auch nicht, was ein «Heiliger Abend» ist. Während ich gedankenverloren weiterschritt, hörte ich plötzlich Musik. Ich ging den Klängen nach und erblickte ein Grüpplein junger Menschen, die sich um zwei Gitarrenspieler scharten und christliche Lieder sangen. Da mir die rhythmischen Melodien gefielen, blieb ich stehen. Offensichtlich gefielen sie auch anderen Strassenpassanten, die ebenfalls stehen blieben, um den Klängen zu lauschen. Dann trat eine junge Frau aus dem Kreis der Singenden hervor und lud freundlich zu einer Weihnachtsfeier in einen nahe gelegenen Saal ein. Jedermann sei herzlich willkommen. Da ich keine besonderen Pläne für diesen Abend hatte, folgte ich der Einladung. Ich bog in die angegebene Seitenstrasse ein und fand auch bald das betreffende Haus, dessen Eingang hell erleuchtet war. An der Eingangstür war ein Schild angebracht, auf dem «Le phare» (der Leuchtturm) stand. Durch einen langen Gang gelangte ich in einen kleinen Saal, der voller Menschen war, die an rohen Holztischen sassen. Die Tische waren mit Kiefernzweigen geschmückt. Dazwischen standen brennende Kerzen. Ich setzte mich an eine Tischecke, wo gerade noch ein halber Platz auf einer schmalen Bank frei war, und schaute mir die Menschen an, die da an den Tischen sassen. Es waren dieselben Typen, denen ich auf der «Cannebière» begegnet bin. Menschen mit gezeichneten und gefurchten Gesichtern. Einige brüteten stumm vor sich hin oder schauten misstrauisch

in die Runde. Andere waren gesprächig und redeten gestikulierend mit ihren Nachbarn. Warum diese Menschen wohl hier waren? Anscheinend hatte sie die Aussicht auf einen warmen Raum und auf einen Imbiss gelockt. Unterdessen war das Sängergrüpplein mit den beiden Gitarrenspielern ebenfalls in den Saal zurückgekehrt. Zu ihnen gesellten sich noch einige andere junge Menschen, die vorher Tee ausgeschenkt und Gebäck verteilt hatten. Darunter waren einige Mädchen mit Blockflöten und ein junger Mann mit einer Geige. Und dann sangen sie wieder – diesmal waren es altvertraute Weihnachtslieder, die ich zum Teil kannte. Vorsichtig stimmte ich mit ein und mit mir noch einige andere Gäste. Dann las der junge Mann, der Geige gespielt hatte, aus einem kleinen Büchlein die Weihnachtsgeschichte vor und wieder wurde gesungen. Dann erzählte eine junge Schweizerin ein Weihnachtserlebnis. Es wurde in Französisch übersetzt. Sie habe an jenem Heiligen Abend «nume än Chaländer» als Geschenk erhalten – aber trotzdem eine tiefe Weihnachtsfreude erlebt. Dann wurde wieder musiziert. Ich betrachtete mir die Gesichter der Anwesenden und merkte, dass einige der vergrämten Mienen sich aufzuhellen begannen. Und hatte nicht der Clochard mit dem struppigen Bart Tränen in den Augen?

Es war schon spät, als ich den Saal mit den seltsamen Gästen verliess, um nach Aix zurückzufahren. Ein frischer Wind wehte vom Meer her. Ich hüllte mich in meinen Mantel und schritt kräftig voran. Ich war nicht mehr weit von der Bushaltestelle entfernt, als ich an

einer grossen Kirche vorbeikam, aus der Orgelmusik ertönte. Anscheinend feierte man dort einen Christnachtsgottesdienst. Einige verspätete Gottesdienstbesucher hasteten eilig durch die Flügeltür, die der Messmer gerade schliessen wollte. Ich konnte noch hineinschlüpfen und mich auf einen Platz ganz hinten an der Wand setzen, dann war ich umhüllt von den Klängen der mächtigen Orgel und von den wunderbaren Liedern aus dem Weihnachtsoratorium von Camille Saint Saëns.

Welch ein Unterschied zwischen der schlichten Feier mit den Strassenpassanten und dem Kulturerlebnis dieses Gottesdienstes. Ich dachte: «Ja, es ist gut, dass es so viele unterschiedliche Ausprägungen des christlichen Feierns gibt: Feiern im Familien- und Freundeskreis bis hin zu den gewaltigen Weihnachtsoratorien.»

Müde aber voller Musik fuhr ich mit dem letzten Trolleybus nach Aix zurück, dankbar für die Erlebnisse des 24. Dezembers 1949, die bis heute – nach mehr als 60 Jahren – noch vor meinem inneren Auge stehen.

Eine Tabakpfeife erzählt

Amerikanische Christen haben der theologischen Fakultät von Aix-en-Provence ein riesiges Paket mit mehr oder weniger guten Kleidern geschickt. Die Kleider wurden auf einem grossen Tisch ausgebreitet, und wir durften auswählen, was wir wollten. Im Unterschied

zu den Schweizer Studenten und zu dem einzigen amerikanischen Studenten, waren die Franzosen und wir Deutsche ziemlich dürrt gekleidet. Das Kleiderpaket war also hoch willkommen und wir begannen, in dem Kleiderberg zu wühlen und Passendes auszusuchen. Zwei gutgekleidete Schweizer Studenten standen im Hintergrund und schauten neugierig unserem Treiben zu. Sie hatten nicht die Absicht, sich am Kleideraussuchen zu beteiligen. Doch plötzlich entdeckten beide fast gleichzeitig eine neue braune Hose – die einzige neue Hose im ganzen Kleiderberg. Ich stand in der Nähe der beiden und konnte deshalb jedes Wort verstehen. Der eine sagte: «Do lueg, das sind neu Hosä – wotsch du die Hosä?» Darauf der andere: «Ich wür's scho ne – oder wotsch du sie?» Darauf wieder der eine: «Jo, mir gfallen's scho, aber wänn du sie wotsch dänn chasch's ha.» Darauf der andere: «Jä nei, wänn sie dir gfallen, dänn nimm sie doch!» Und wieder der eine: «Ja, aber du wotsch sie doch au». Das ging noch eine ganze Weile so hin und her, bis schliesslich der eine sagte: «Ja, dänn nimm ich sie halt» und der andere meinte mit etwas säuerlicher Miene: «Ich ha der doch gseit, chasch sie ha!»

Ich selber habe mir einen langen Wintermantel und eine nicht neue aber noch gut erhaltene Hose mitsamt einer dazu passenden Jacke ausgesucht. Aus dem Rest des unterdessen aussortierten Kleiderberges habe ich noch eine leichte Decke und einen roten Fez mitgenommen und mich als «Araber» verkleidet. Ein Mitstudent hat mich fotografiert:



Arnold als «Araber» mit Tabakspfeife

Was an diesem Bild auffällt, ist die Tabakspfeife. Wie kommt es, dass ich als leidenschaftlicher Nichtraucher eine Tabakspfeife im Mund habe? Damit hat es folgende Bewandnis: Auf unserem Edenkobener Speicher stand in dem Raum, in dem auf dem Steinboden Nüsse und Mandeln ausgebreitet lagen, in der Ecke links neben der Tür eine grosse Holzkiste, die mit einem Deckel verschlossen war, auf dem allerlei Töpfe und Pfannen und sonstige Haushaltsgeräte abgestellt waren. Als ich etwa 14 Jahre alt war, begann ich mich für diese Kiste zu interessieren. Ich räumte die Geräte ab, öffnete den Deckel und war verblüfft. Die rechte Hälfte der Kiste war angefüllt mit einem Stapel von Hunderten wohlverschnürter Briefe. In der linken Hälfte lagen mehrere Tabakspfeifen unterschiedlicher Grösse und Gestalt.

Manche hatten einen etwa einen halben Meter langen Stil und einen buntbemalten Pfeifentopf aus Porzellan. Andere waren länglich mit Meerschäumköpfen. Es gab aber auch «normale» längere oder kürzere Pfeifen aus feinem Holz. Ich suchte mir die kleinste Tabakspfeife aus, steckte sie ein, verschloss den Deckel der Kiste und stellte die Geräte wieder drauf. Dann ging ich in die Küche, um meine Mutter zu fragen, was es mit der Kiste für eine Bewandnis habe. Meine Mutter war beim Gemüserüsten. Ich setzte mich zu ihr und sagte ihr, was ich gerade entdeckt hatte.

Meine Mutter war daraufhin seltsam bewegt und begann zu erzählen:

Es fällt mir nicht leicht, darüber zu reden, aber irgendwann hätte ich es dir ohnehin erzählt. Du erinnerst dich sicherlich, dass ich euch Kinder ermuntert habe, das Buch von Agnes Sapper «Die Familie Pfäffling» zu lesen. Das Buch ist ja weit verbreitet, fast eine halbe Million Exemplare wurden bisher gedruckt. Manchmal habe ich euch auch aus diesem Buch vorgelesen. Vorbild für die Familie «Pfäffling» ist die Familie Härting. Frau und Herr Härting hatten sieben Kinder, vier Söhne und drei Töchter. Ich war mit der jüngsten Tochter befreundet. Im Buch heisst sie «Else». Gar manches Mal weilte ich im Hause «Pfäffling». Agnes Sapper war eine Freundin der Familie Härting, von der sie im Vorwort ihres Buches sagt, dass diese Familie «vom selben Geist beseelt» war wie ihre eigene Familie. Die Dichterin konnte sich deshalb so gut in die Familie Härting einfühlen. Sie war manches Mal bei der Familie Härting zu Gast und konnte so das

«Werden und Wachsen» der Pfäfflings-Kinder miterleben. Ich erinnere mich gerne an die Dichterin. Ich sehe sie vor mir, wie sie auf der Ofenbank am grossen grünen Kachelofen sitzt und Geschichten erzählt oder aus ihren Büchern vorliest. Am 4. April 1921 hat mir Agnes Sapper dieses Bild geschenkt:



Meine Mutter erzählt weiter:

Der Jüngste der vier Pfäfflingssöhne war «Frieder». Er war der Lieblingsbruder meiner Freundin Else. Agnes Sapper beschreibt Frieder einerseits als hochmusikalisch. Er spielte meisterhaft mehrere Instrumente. Insbesondere war er

ein hervorragender Geiger. Andererseits beschreibt sie ihn als verträumt und lebensuntüchtig. In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg hat sich Frieder unsterblich in mich verliebt und ich mich in ihn. Da wir weit auseinander wohnten und uns nur selten sehen konnten, haben wir uns ständig geschrieben – hunderte von Briefen. Ich habe Frieders Briefe alle aufgehoben. Es sind die Briefe, die du in der Kiste entdeckt hast. Nachdem Frieder vergeblich versucht hat, sich eine Existenz als Geigenbauer und Musiker aufzubauen, hat er schliesslich seinen Traum verwirklicht und sich in Oberbayern ein entlegenes kleines landwirtschaftliches Gütchen erworben, das er bewirtschaftete. Ansonsten spielte er Geige oder Waldhorn oder er sass vor seinem Häuschen und rauchte eine seiner vielen verschiedenen Tabakspfeifen. Diese Pfeifen hast du ja ebenfalls in der Kiste gesehen. Im Sommer 1920 haben wir uns verlobt. Frieder hat mir zur Verlobung das goldene Medaillon geschenkt, das ich seit mehr als zwanzig Jahren ständig trage.

Im Herbst 1921 wollten wir heiraten. Meine Mutter und mein Bruder Schorsch hatten Frieder zwar recht gerne, aber sie konnten sich nicht vorstellen, dass ich als Tochter eines renomierten Weinguts mich in dem kleinen Gütchen in Oberbayern auf die Dauer wohlfühlen würde. Wir waren jedoch so ineinander verliebt, dass Vernunftsgründe kein Gewicht hatten. Wir dachten: Irgendwie wird es schon gehen.

Um die Hochzeitsvorbereitungen zu besprechen, bin ich mit meinem Bruder Schorsch einige Wochen vor dem ins Auge gefassten Hochzeitstermin nach Bayern gefahren. Zu meiner Verwunderung meinte Schorsch, dass ich «etwas Schwarzes» mitnehmen solle. Ich fragte: «Wozu? Ist jemand

gestorben?» Schorsch meinte: «Nimm dir auf alle Fälle etwas mit.» Und das habe ich dann auch gemacht. Als wir am Wohnsitz der Familie Härting («Familie Pfäffling») ankamen – es war vereinbart worden, dass Frieder auch dorthin kommen sollte –, wurden wir von schwarz gekleideten Familienangehörigen mit ernststen Minen empfangen. Frieder konnte ich unter den Angehörigen nicht entdecken. Als ich



Minchen Jung als Verlobte von
«Frieder Pfäffling»

mich nach ihm erkundigte, wurde mir mitgeteilt, dass Frieder plötzlich verstorben sei. Als Todesursache wurde eine heimtückische Grippe verbunden mit einer Lungenentzündung genannt. Mich traf ein fürchterlicher Schlag. Ich erstarrte zu Stein.

Das Beisammensein mit der befreundeten Familie und die Beerdigung, die am nächsten Tage stattfand, nahm ich ohne Emotionen wahr – so als wäre es ein Geschehen ausserhalb von mir. Die innere Erstarrung löste sich weder auf der Heimfahrt noch bei der Ankunft in Ebernburg. Frau Bohner, eine befreundete Missionarswitwe aus Bad Kreuznach, nahm sich meiner an. Ich verbrachte einige Zeit in ihrem Haus. In

ihrer feinen und behutsamen Art gelang es ihr, mich aus der Erstarrung zu lösen und meine Seele zu öffnen für Worte aus der Bibel und aus dem Gesangbuch. Besonders ein Lied senkte sich tief in meine Seele. Es ist das Lied, das mir seither am meisten bedeutet:

*Weiss ich den Weg auch nicht / du weisst ihn wohl
das macht die Seele still / und friedevoll
ist's doch umsonst / dass ich mich sorgend müh
dass ängstlich schlägt mein Herz / sei's spät, sei's früh.*

*Du weisst, woher der Wind / so stürmisch weht
und du gebietest ihm / kommst nie zu spät.
Drum wart ich still / dein Wort ist ohne Trug
du weisst den Weg für mich / das ist genug.*

Und dann ist mir, die ich vorher zwar gut «kirchlich», aber nicht besonders «fromm» war, Gott begegnet. Es wurde mir klar, dass meine Lebensaufgabe in Zukunft darin bestehen würde, Menschen zu helfen, die in äusserer oder innerer Not sind. Und so habe ich mich entschlossen, eine Ausbildung als Krankenschwester zu machen. Ohne langes Zögern habe ich mich im Städtischen Krankenhaus Mannheim angemeldet, um mich dort als Rotkreuzschwester ausbilden zu lassen. Ich meinte, dass ich so – unverheiratet – den Menschen am besten dienen könne. Als dann nach meiner Ausbildung euer Vater um meine Hand angehalten hat, habe ich lange geweint und dann schliesslich doch Ja gesagt, weil ich den Eindruck hatte, dass Gott will, dass ich als Pfarrfrau den Menschen dienen solle. Die Briefe von Frieder und sei-

ne Tabakspfeifen habe ich in eine grosse Kiste gepackt und 1924 in unser Pfarrhaus nach Maikammer und 1934 in unser Pfarrhaus nach Edenkoben mitgenommen – zur Erinnerung an Frieder.

So, jetzt kennst du das Geheimnis der Kiste. Ich freue mich, dass dir die kleine Tabakspfeife gefällt. Wenn du sie im Mund hast wird ein Stück von Frieder wieder belebt.

Soweit die Erzählung meiner Mutter. Und dann hat mich Mutter zu unserem grossen alten Kleiderschrank geführt – mit dem Gemüserüsten war sie unterdessen fertig – und hat eine schön gerahmte Fotografie hervorgeholt, die hinter eingemotteten Wintersachen versteckt war. Das Bild zeigte meine Mutter und Frieder eng aneinander geschmiegt. Eine Kopie dieses Bildes habe ich später in eines meiner Pfäfflingbücher eingeklebt.

Als 1954 unser Pfarrhaus in Edenkoben geräumt wurde, lag meine Mutter im Spital und ich war auf Reisen. So ist die Kiste mitsamt den Briefen und den Tabakspfeifen im Sperrmüll gelandet. Nur die kleine Tabakspfeife hat überlebt. Mit ihr habe ich meine ersten Rauchversuche gemacht. Da mir jedoch das Rauchen nie bekommen ist, hat sich einer meiner Söhne dieser Tabakspfeife erbarmt. Doch dann ist die Tabakspfeife verschollen. Die einzige Erinnerung an ihre Existenz ist obige Fotografie vom rauchenden «Araber».

Frieders Verlobungsmedaillon trägt heute eine meiner Schwestern. Es besteht die Vereinbarung, dass es später an meine Tochter Sulamith, eine Enkelin von «Minchen», weitervererbt wird.

Das Gespräch mit meiner Mutter habe ich bis heute nicht vergessen. Im Nachlass meiner Grossmutter Jung habe ich einen Zettel gefunden, den sie im Juni 1937 geschrieben hat:

Meine Tochter Minchen hat das Leid besonders hart getroffen:

1903 erlag ihr geliebter Vater im Alter von 32 Jahren einer schweren Krankheit. Minchen war damals 8 Jahre alt.

1916 ist ihr Bruder Karl (mit dem sich Minchen besonders gut verstand) in Verdun gefallen.

1921 ist ihr Verlobter gestorben

1937 ist ihr ältester Sohn Karl (er ist nach Minchens gefallenem Bruder genannt) tödlich verunglückt.

Wenn ich diesen Zettel lese, kommt mir ein japanisches Gedicht in den Sinn, das mich immer wieder neu bewegt: «In jedem Menschenherzen zuallerinnerst weint ein Gefangener in namenloser Traurigkeit.»

So sehr das Antlitz meiner Mutter geprägt war von einem aus einer tiefen Gottverbundenheit stammenden Frieden, so sehr konnte ich in ihren Gesichtszügen auch immer wieder eine tiefe Traurigkeit erkennen.

Die wahre Todesursache von «Frieder» hat meine Mutter nie erfahren. In Mutters Verwandtschaft hat sich hartnäckig das Gerücht gehalten, dass Frieder sein Minchen so sehr geliebt hat, dass er es nicht übers Herz brachte, seiner Verlobten, die in so ganz anderen Verhältnissen aufgewachsen ist, ein Dasein in seinem klei-

nen entlegenen Gütchen zuzumuten. Er ist deshalb freiwillig aus dieser Welt gegangen. Dass Frieder zu Minderwertigkeitsgefühlen und manchmal auch zu depressiven Verstimmungen neigte, wird an vielen Stellen der Pfäfflingbücher deutlich. So sagt zum Beispiel Frieder in «Werden und Wachsen»:

Alle guten Geister muss ich beschwören, um guter Dinge zu bleiben. Man könnte sonst schwermütig werden. Heute Nacht träumte mir, ich läge im Sarg, es ist auch nicht viel anders.

Und was wurde aus den anderen Pfäfflingkindern?

Mit «Else Pfäffling» hatte meine Mutter zeitlebens Kontakt. Beide sind in den 60er-Jahren des vorigen Jahrhunderts gestorben. Else wurde 71, meine Mutter 72 Jahre alt. Mit dem Sohn von «Else» hatte ich während meines Studiums in Mainz Kontakt. Wir waren beide gleich alt und haben uns gut verstanden.

Gelegentlich hatte meine Mutter auch mit «Karl Pfäffling» Kontakt. Er war Professor in Erlangen. Mit dem Sohn von «Karl» hatte meine Schwester Erika Kontakt. Er lebte in Bethel bei Bielefeld. Dort war mein Schwager (der Gatte von Erika) Dozent am Diakonen-seminar.

Auf dem Beatenberg

Im Sommer 1950 studierte ich während der Semesterferien im Missionsseminar Beatenberg, das in traumhaft schöner Lage im Berner Oberland liegt mit einem grandiosen Blick auf die Bergriesen Eiger, Mönch und Jungfrau.



*Blick auf Eiger, Mönch und Jungfrau,
aus einem Gästezimmer des Seminars*

Chefin des Seminars war Gertrud Wasserzug-Traeder, promovierte Philosophin und Psychologin, ehemalige Reisesekretärin der Christlichen Studenten-Vereinigung (CSV). Nach ihrer Verheiratung mit dem getauften Juden Samuel Wasserzug gründete sie 1934 das Bibelheim Beatenberg, dem später ein Missionsseminar, ein Verlag und ein theologisches Seminar angegliedert wurden. Gertrud Wasserzug, die nach dem Tode ihres Gatten das Unternehmen mit starker Hand leitete, hatte eine glänzende Rednergabe, die ihre Vorlesungen zu einem sprachlichen Genuss machten.



Gertrud Wasserzug bei einem Vortrag

Während ihre Bibelauslegungen vom amerikanischen evangelikalen Fundamentalismus geprägt waren, entsprachen ihre psychologischen Vorlesungen und Seminare europäischen wissenschaftlichen Standards und



Bibelheim Beatenberg

waren für mich der eigentliche Gewinn meiner Beatenberger Zeit.

Für alle Studierenden gehörte neben dem Studium auch der praktische Arbeitseinsatz. Ich wurde dem Putzteam zugeteilt. Das riesige Haus – ein ehemaliges Luxushotel – hatte in allen Gästezimmern und auf den Fluren hellbraune Parkettböden. Da es in den Zimmern kein fliessendes Wasser gab, sondern nur Waschtische mit Porzellanschüsseln und -kannen, waren die Parkettböden jeweils voller Wasserspritzer, die ich Tag für Tag auf den Knien mit einem faustgrossen schwammähnlichen Metallspäher beseitigte. Anschliessend musste ich den Boden wachsen und blochen. Auch die Flure mussten täglich gewachst und geblocht werden.

Neben den Reinigungsarbeiten gab es noch mancherlei andere praktische Tätigkeiten. So war zum Beispiel unser Mitstudent Beni Bircher (Enkel des «Bircher-Müesli»-Erfinders) für die Betreuung der Schweine verantwortlich. Der Schweinestall lag inmitten eines üppigen Gemüsegartens. Das Zimmer von Beni lag direkt über dem Schweinestall; dort konnte er ungestört Violine üben. Der Grund dafür, dass in diesem Bibelheim-Garten das beste Gemüse auf dem ganzen Beatenberg wuchs, lag nach der Meinung von Gertrud Wasserzug darin, dass die Studierenden, die den Garten betreuten, jeweils für «ihre» Pflanzen beteten.

Im Bibelheim herrschte strenges Alkohol- und Rauchverbot. Auf der Terrasse war das Rauchen für Gäste zwar nicht verboten, aber es wurde nicht gern gesehen. Als der bekannte Essener Jugendpfarrer Wilhelm Busch einmal auf dem Beatenberg zu Gast war und auf der Terrasse rauchte, sagte ein Student zu ihm: «Wenn Gott gewollt hätte, dass der Mensch raucht, hätte er ihm einen Schornstein gebaut.» Darauf Wilhelm Busch: «Wenn Carl Benz gewollt hätte, dass sein Auto mit einem Verbrennungsmotor fährt, hätte er ihm ebenfalls einen Schornstein gebaut!» Darauf der Student: «Aber das Auto hat doch einen Schornstein – den Auspuff!» Darauf Busch: «Wenn der Auspuff ein Schornstein ist, dann habe ich auch einen Schornstein!»

Ausser mir verbrachte noch ein zweiter Theologiestudent seine Semesterferien im Missionsseminar: Johan-



Hans Richter (links) und Arnold (rechts) auf dem Beatenberg

nes Richter – ich nannte ihn Hans – aus Bayern. Hans, der zuletzt in Erlangen studiert hatte, und ich haben uns manchmal kritisch über Beatenberger Vorlesungen (die nicht nur von «Frau Doktor», sondern auch von weniger profilierten Dozentinnen und Dozenten gehalten wurden) und über sonstige theologische Fragen unterhalten. Wenn dann ein «linientreuer» Studierender zufällig unser Gespräch mit anhörte, kam es vor, dass er dadurch in seinem «Glauben» an die Unfehlbarkeit der DozentInnen erschüttert wurde und sein erschüttertes Herz bei «Frau Doktor» ausschüttete. Das

hatte zur Folge, dass Hans und ich «isoliert» wurden. (Wir waren vorher in verschiedenen Zimmern untergebracht.) Uns wurde ein Zweierzimmer zugewiesen. Da wir uns unterdessen angefreundet hatten, war uns das gerade recht.

Bis heute denke ich gerne an die gemeinsame Zeit mit Hans Richter, dem ich auch später gelegentlich begegnet bin (und dessen Tochter heute zufälliger- und erstaunlicherweise im Klettgau in unmittelbarer Nähe meines Wohnorts als Pfarrerin und Pfarrfrau tätig ist!).

Abschied von den «Adlern»

Bevor ich nach Bethel bei Bielefeld reiste, um im Wintersemester 1950/51 an der dortigen Kirchlichen Hochschule zu studieren, veranstaltete ich zusammen mit meinen Mitarbeitern Ernst Kuby und Winfried Frech zum letzten Mal ein Ferienlager mit den «Adlern». (Über die «Adler» berichte ich ausführlich im ersten Teil meiner Erinnerungen.)



Ernst Kuby (oben rechts) mit Edenkobener Wimpel; Winfried Frech (schräg rechts vor Ernst). Ich selber stehe oben links mit Hut und Eichenkreuzwimpel

Nachdem wir in den vergangenen Jahren immer wieder gemeinsam Veranstaltungen mit der Mädchenschule durchgeführt hatten, trafen wir «Adler» uns vor meiner Abreise nach Bethel zum letzten Mal mit den Mädchen zu einem frohen Beisammensein in der Mathildeschule:



Winfried Frech: 3. Reihe, 2. von links; Ernst Kuby: 2. Reihe ganz links; Arnold: 2. Reihe, 3. von links; Hildegard Salm: oberste Reihe 3. von links (dahinter halb verdeckt meine Schwester Waldtraut)

Während ich in Bethel weilte, formierten sich die «Adler» (entsprechend meinem Wunsch und Vorschlag) als CVJM und belebten dadurch neu die 1934 zu Ende gegangene Edenkobener CVJM-Tradition.

Mit meinen ehemaligen «Adler»-Mitarbeitern Ernst Kuby und Winfried Frech bin ich bis heute freundschaftlich verbunden.

In Bethel

Mein Vater war ein «Bethel-Fan». Er schickte regelmässig Spenden und gebrauchte Briefmarken nach Bethel und erhielt dann jeweils gehaltvolle Dankschreiben, die von Friedrich von Bodelschwingh, dem Sohn des Gründers der «von Bodelschwinghschen Anstalten» und nach dessen Tode (1946) vom Enkel des Gründers – ebenfalls ein «Friedrich» – eigenhändig unterschrieben waren. Bethel war mir deshalb von Kindheit an wohlvertraut.

Der «Sohn» Bodelschwingh hat während des Dritten Reiches nicht nur verhindert, dass in den von seinem Vater gegründeten psychiatrischen Kliniken Hitlers Euthanasiegesetze durchgeführt wurden (er stellte sich den beauftragten «Mördern» mit den Worten entgegen: «nur über meine Leiche!»), sondern er hat auch auf dem Areal der Kliniken eine «Kirchliche Hochschule» gegründet, auf die er Professoren berufen hat, die zur «Bekennenden Kirche», die dem Nationalsozialismus kritisch gegenüberstand, gehörten. (Friedrich von Bodelschwingh galt als der heimliche «Bischof» der Bekennenden Kirche.)

Eine Besonderheit dieser Hochschule bestand darin, dass nicht nur theologische Fächer unterrichtet wurden, sondern dass die Studierenden auch die Möglichkeit

hatten, bei Professoren und Dozenten der psychiatrischen Kliniken Vorlesungen und Seminare im medizinischen Fach Psychiatrie zu besuchen.

Da es mir sehr gelegen kam, meine bisherigen psychologischen Studien durch Theorie und Praxis der Psychiatrie zu ergänzen, habe ich im Wintersemester 1950/51 in Bethel studiert und an den medizinischen Vorlesungen und Seminaren teilgenommen. Es war vor allem Walter Schulte, der damals in Bethel wirkte (er war anschliessend Professor in Tübingen), der einen bleibenden Eindruck auf mich machte und dessen renommiertes Lehrbuch der Psychiatrie ich bis heute gerne konsultiere.

Von den übrigen Professoren ist mir vor allem der sprachgewaltige baltische Alttestamentler Hellmuth Frey in lebhafter Erinnerung. Um die Unwiderstehlichkeit der göttlichen Gnade verständlich zu machen, sprach er z. B. einmal vom «Bambendäbbich der Jnade Jottes» («Bombenteppich der Gnade Gottes») – ein eindrückliches Bild für Studierende, von denen viele die unerhörte Gewalt der anglo-amerikanischen Bombenteppiche miterlebt hatten!

Der Neutestamentler Heinrich Greeven war nicht nur ein lebenswürdiger Mensch, sondern auch Experte für neutestamentliche Textkritik, in die er uns anhand der grossen Tischendorffschen Textausgabe sachkundig einführte.



Hellmuth Frey



Walter Schulte



Heinrich Greeven

Philosophie habe ich beim blinden Professor Rust gehört, einstiger Professor in Königsberg, von wo er vertrieben worden war. Wir Studenten wechselten uns ab mit dem «Vorlesen» für den Professor, der seine «Vorlesungen» natürlich nicht vorlas, sondern auswendig vortrug – so auch seine gründliche Vorlesung über seinen Königsberger Landsmann Immanuel Kant.

Prof. Rust war reformiert. Er besuchte jeweils den Gottesdienst in der grossen, hellen reformierten Kirche in Bielefeld, wohin ich ihn gerne begleitete. Der reformierte Gottesdienst, der mit dem mir vertrauten pfälzischen Gottesdienst identisch war, hat mir gut gefallen. Mit der Liturgie des lutherischen Gottesdienstes in der Betheler Zionskirche hatte ich dagegen Mühe. Ich habe deshalb in der Regel vor der Kirchentür gewartet, bis die Liturgie vorbei war und habe erst dann die Kirche betreten. (Meine Einstellung zur «Liturgie» hat sich seither verändert!)

Und was habe ich sonst noch in Bethel erlebt?

Mein Bethel-Semester war geprägt von Musik. Wie ich bereits im ersten Teil meiner Erinnerungen erzähle, habe ich bei Margarethe Stoevesandt-v. Bodelschwingh, der Enkelin des Bethel-Gründers Gesangsunterricht genommen (beim Schreiben dieses Textes – ich schreibe nach wie vor von Hand – habe ich mich gerade verschrieben: statt «genommen» habe ich «genossen» geschrieben – was natürlich auch stimmt, da ich schon immer leidenschaftlich gerne gesungen habe!).

In der Adventszeit 1950 habe ich zusammen mit Ilse, die ebenfalls in Bethel studierte, im Hause Bruelheide,



Geschwister Bruelheide mit Günter Mengel (späterer Gatte meiner Schwester Erika)

in dem ich wohnte, Advents- und Weihnachtslieder gespielt und gesungen. Das hat den Geschwistern Bruelheide so gut gefallen, dass sie uns ein wunderschönes Weihnachtstransparent geschenkt



haben, das seither (das heisst seit mehr als 60 Jahren) zu unserer alljährlichen Weihnachtsdekoration gehört.

Häufig stöberte ich auch in der Brockenstube der v. Bodenschwingh'schen Anstalten. Dort gab es eine Fülle alter theologischer Bücher, u. a. Bücher vom «Sohn» Bodenschwingh, die er in seiner Studienzeit im 19. Jahrhundert nicht nur benützt, sondern auch mit Feder und Bleistift gründlich durchgearbeitet hat. Bis heute besitze (und benütze!) ich seine griechische Ausgabe der «Apostolischen Väter» und manche anderen theologischen Werke aus der Brockenstube. So z. B. – eingedenk der Mahnung von André Lamorte: «méprisez pas les vieux livres» – die Kommentare von Olshausen und von Hengstenberg aus dem 19. Jahrhundert.

In lebhafter Erinnerung ist mir auch das wöchentliche Baden im grossen Badesaal. Dort standen eine Anzahl Badewannen, in die bei den für Männer und Frauen getrennt festgelegten Badezeiten die jeweils zuerst kommenden als erste hineinsteigen konnten. Wenn alle Wannen besetzt waren, musste man warten, bis einer der Badenden fertig war.

In Bethel waren jedoch nicht alle Studenten gleich, sondern es gab zwei Kategorien: Es gab die «normalen» Studenten, die ca. 20–22 Jahre alt waren, und es gab die Spätheimkehrer, meistens ehemalige Offiziere, die, aus Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt, wesentlich älter waren und gelegentlich noch «Vorgesetzten»-Allüren gegenüber den «Jungen» an den Tag legten.

So hatte ich es wieder einmal geschafft, als Erster in eine Badewanne zu klettern, als kurz hinter mir ein nackter «Spätheimkehrer» kam und mich aufforderte, die Badewanne zu verlassen, um ihn zuerst baden zu lassen. Das kam für mich überhaupt nicht in Frage. Daraufhin meinte er, dass er noch etwas vorhabe und deshalb *jetzt* baden müsse. Dann fuhr er mich in scharfem Offizierston an, sofort die Badewanne freizugeben, was ich natürlich nicht tat. Erheitert streckten die anderen Badenden ihre Köpfe aus ihren Wannen, um zu sehen, wie das Schauspiel endet. Der Nackte blieb vor meiner Wanne stehen und keifte weiter. In dieser Situation war natürlich an ein «gemütliches» Baden nicht zu denken, und so wusch ich mich schneller als sonst und verliess die Badewanne.

Als ich Erich Scheuerlein aus Ebernbург, der ebenfalls in Bethel studierte (und später meine Cousine Luise Jung heiratete) diesen Vorfall erzählte, meinte er: «In einer solchen Situation musst du denken: <Was kümmert es den Mond, wenn ihn ein Hund ankläfft.> Diesen – nicht sonderlich christlichen – Ausspruch habe ich bis heute nicht vergessen, und in passenden Situationen taucht er immer aus meinem Inneren auf.

Erinnerungen an Heidelberg

Über Heidelberg habe ich im ersten Teil meiner Erinnerungen ausführlich berichtet. Deshalb hier nur noch eine Ergänzung zu einem Satz aus dem ersten Teil: «Ich habe in Heidelberg die Universitätsgruppe der Studentenmission (SMD) gegründet, die heute noch besteht».

Als ich im Sommersemester 1951 nach Heidelberg kam, hielt ich Ausschau nach einer SMD-Gruppe. Ich wurde an den «Wollstadt-Kreis» verwiesen. Mit Hans Joachim («Hajo») Wollstadt habe ich mich sofort gut verstanden (er wurde später Bischof in Görlitz). Hajo sagte mir, dass der «Wollstadt-Kreis» ein Kleinkreis der Evangelischen Studentengemeinde (ESG) sei, der jedoch auch Kontakt zur SMD hatte. Er habe sich jedoch von der SMD gelöst und sich dem «Studentenbund für Mission» (SFM) angeschlossen. (Der SFM interessierte sich für die «Äussere» Mission, während es der SMD um die Mission unter Studenten ging.) Es gab also in Heidelberg keine SMD-Gruppe mehr. Es war mir deshalb klar, dass ich eine solche Gruppe gründen würde. Da der Heidelberger Studentenpfarrer Wiegering zwar der «Theologie» der SMD kritisch gegenüberstand, aber die Einheit der ESG unter allen Umständen

wahren wollte – so hat es mir Hajo Wollstadt berichtet – habe ich Wiegering besucht und ihm gesagt, dass ich einen Bibelkreis gründen wolle, der Kontakt zur SMD hat, und auch evangelistische Studentenveranstaltungen mit SMD-Rednern durchführen wolle. Wiegering erklärte sich damit einverstanden und meinte: «Wenn der SMD-Kreis innerhalb der ESG bleibt, dann «decken» wir auch solche Veranstaltungen.» Daraufhin wurde mein zu gründender Bibelkreis in das Kleinkreis-Verzeichnis der ESG aufgenommen, das bei der ESG-Semestereröffnungsveranstaltung bekanntgegeben werden sollte. Und dann kam die Semestereröffnungsveranstaltung. Die KleinkreisleiterInnen haben sich an verschiedenen Stellen des grossen Saales aufgestellt, damit die Studentinnen und Studenten nach der Bekanntgabe des Programms der einzelnen Kleinkreise sich um diejenigen LeiterInnen scharen konnten, deren Kleinkreisprogramm sie interessierte. Als nun die Kleinkreise, ihr Programm und ihre LeiterInnen verlesen wurden, wartete ich vergeblich auf die Bekanntgabe «meines» Kleinkreises. Ich sehe die Situation heute noch glasklar vor mir: Ich stand an einem der Fenster des grossen Saales und wartete. Es war mir zwar unverständlich, dass «mein» Kreis nicht erwähnt worden war, aber gleichzeitig hatte ich den Eindruck, dass das einen Sinn hatte (zum Beispiel, dass ich «meinen» Kreis nicht der ESG anschliessen sollte). Nachdem ich «allein» den Saal verlassen hatte, lud ich einige Studenten, die ich kannte, zu einem «Kleinkreis» in einen Kirchgemeinderaum in Eppelheim, einem Vorort von Heidel-

berg, ein. Zum Urgestein dieses Kreises gehörte mein Eppelheimer Zimmernachbar Karl-Ludwig Scholler (er wurde später Medizin-Professor in Freiburg), die Musikerin Viola Steinhilber (sie hat später Karl-Ludwig geheiratet), Ilse Baumann (mit Ilse habe ich mich wenig später verlobt) und Winfried Heun, der sich bei Wiegering nach einem Bibelkreis in Eppelheim erkundigt hatte, worauf Wiegering ihn an mich verwies. Und was haben wir in diesem Kleinkreis gemacht? Wir haben miteinander den Römerbrief gelesen (ich gab jeweils eine Einführung), und Ilse hat mit uns das Buch von Bo Giertz «Das Herz aller Dinge» besprochen.

Unser Kleinkreis war zunächst unabhängig. Er gehörte weder zur ESG noch zur SMD.

In der SMD-Zentrale in Marburg war unterdessen bekannt geworden, dass der Kreis von Hajo Wollstadt die Verbindung zur SMD gelöst hat und dass es deshalb an der Universität Heidelberg keinen SMD-Kreis mehr gab. Da ich seit meiner Mainzer Zeit – und vor allem seit Ballaigues – gute persönliche Kontakte zu den Verantwortlichen der SMD hatte, hat mich Günther Dulong, der damalige SMD-Generalsekretär in Heidelberg, besucht und gefragt, ob ich bereit sei, eine SMD-Gruppe in Heidelberg zu gründen. Da unser Kleinkreis unabhängig war, war ich damit einverstanden, dass er in Zukunft als SMD-Kreis fungiert.

Nachdem sich weitere StudentInnen für unseren Bibelkreis interessierten, haben wir unsere Zusammenkünfte nach Heidelberg verlegt und zwar in den Lehrsaal des Steno- und Schreibmaschinenlehrers Julius

Zipf. Familie Zipf, die ein fröhliches engagiertes Christentum lebte, hatte ein offenes Haus für Studentinnen und Studenten, so dass wir uns von Anfang an in unserer neuen Bleibe sehr wohl fühlten.

Nach Abschluss meiner Studienzeit im Sommer 1952 habe ich die Leitung des SMD-Kreises Karl-Ludwig Scholler übergeben und nach dessen Wegzug aus Heidelberg hat Winfried Heun (ebenfalls Mediziner) die unterdessen stark angewachsene Heidelberger SMD betreut. Mit Winfried Heun hatte ich auch später noch Kontakt – besonders während unserer gemeinsamen Zeit in Ludwigshafen (Winfried war Assistent bei dem Hals-Nasen-Ohren-Arzt Professor Theissing). Ich habe Winfried und Iris getraut, und Winfried hat später unseren Kindern die Mandeln operiert.

Und wie ist es mit der SMD in Heidelberg weitergegangen? Zusammen mit Karl-Ludwig Scholler, meinem designierten Nachfolger, habe ich Wiegering besucht und ihm von meinem Erlebnis bei der Semestereröffnungsveranstaltung der ESG erzählt und ihm gesagt, dass sich unser Bibelkreis unterdessen der SMD angeschlossen hat, dass Karl-Ludwig Scholler ab dem nächsten Semester die Leitung dieses SMD-Kreises übernehmen würde und dass wir für das nächste Semester eine Studenten-Evangelisation mit dem amerikanischen Naturwissenschaftler A. E. Wilder-Smith geplant haben. Wiegering, der keine Ahnung von dieser Entwicklung hatte, fiel aus allen Wolken. Er entschuldigte sich für

die «Panne» bei der Eröffnungsversammlung und versuchte, uns zu bewegen, unsere Arbeit innerhalb der ESG durchzuführen. Er bat mich u. a., bei der nächsten Semestereröffnungsfeier der ESG die Bibelarbeit zu halten.

Während es Karl-Ludwig schwer fiel, der Werbung von Wiegering zu widerstehen (Karl-Ludwig hatte Tränen in den Augen), war es mir klar, dass an der Uni Heidelberg eine selbständige SMD-Arbeit entstehen soll. Als ich Wiegering sagte, dass die «Panne» bei der Eröffnungsversammlung für mich ein «Zeichen» war, den geplanten Kleinkreis *nicht* der ESG anzuschließen, schaute er mich entgeistert an und sagte: «Sie sind ein Schwärmer!» Ich erwiderte: «Sie dürfen mich ruhig so nennen, aber ich muss den Weg gehen, den ich für den richtigen halte. Ich kann nicht gegen meine innere Überzeugung handeln.» Daraufhin war das Gespräch zu Ende. Wiegering war enttäuscht und sagte: «Dann kann die ESG auch nicht ihre Evangelisation mit Wilder-Smith decken!»

Auch mir tat es leid, dass ich Wiegering, den ich als Mensch sehr schätzte, enttäuscht hatte. Später, als ich bereits im Pfarrerrat war, schrieb mir Wiegering einen Brief, in dem er sich für den «Schwärmer» entschuldigte und meinte, dass er die Situation heute anders sähe als damals.

Wie ich im ersten Teil meiner Erinnerungen berichte, habe ich auch als Vikar und Pfarrer die Heidelberger SMD-Gruppe noch einige Jahre lang begleitet und un-

ter anderem eine Studenten-Evangelisation mit Hans Bürki moderiert. Hans hat mich damals gebeten, beim Vorstellungsabend zu sagen, dass er mit einer «rassigen Ungarin» verheiratet sei. Da ich Ago schon seit Ballaigues persönlich kannte, habe ich Hans diesen Wunsch gerne erfüllt und Ago «übers Bohnenlied» gelobt.

Von den Heidelberger Professoren sind mir vor allem der Mediziner Viktor von Weizsäcker, der Philosoph Hans-Georg Gadamer und der Alttestamentler Gerhard von Rad in lebhafter Erinnerung geblieben. Gerne schmökere ich auch heute noch in den interessanten Büchern dieser bedeutenden Gelehrten.



*Hans-Georg
Gadamer*



*Viktor
von Weizsäcker*



Gerhard von Rad

Von Marburg nach Kaiserslautern

Nachdem es im leitenden Gremium der SMD («Bruder-rat») bekannt geworden war, dass ich an der Universität Heidelberg eine schnell wachsende SMD-Gruppe aufgebaut habe und dass ich schon als Gymnasiast aktiv in der Jugendarbeit tätig war, wurde ich gefragt, ob ich bereit sei, nach meinem theologischen Examen eine Schülerarbeit im Rahmen der Studentenmission aufzubauen. Gerne habe ich zugesagt und mich schon wenige Tage nach meinem theologischen Examen nach Marburg begeben, um mit dem Aufbau einer «Schülermission» zu beginnen. Zusammen mit Martin Philipp, der unterdessen zum Generalsekretär der SMD avanciert war, wohnte ich in seiner Studentenbude in der Sybelstrasse 14A.

Ich erinnere mich noch gut: Über dem Waschtisch (es gab kein fließendes Wasser) war eine Lampe angebracht, die keinen Schalter hatte, sondern durch eine kleine Drehung der Glühbirne ein- und ausgeschaltet werden konnte. Diese Lampe ist mir deshalb in Erinnerung geblieben, weil ich sie später bei meinen Schüler-«Evangelisationen» gelegentlich als ein Beispiel für das «Christwerden» gebraucht habe. Ich sagte dann je-

weils etwa Folgendes: «Bei dieser Lampe war alles vorhanden: Der Strom, die Leitung, die Fassung und die Glühbirne – aber die Lampe brannte nicht. Und warum nicht? Weil die Glühbirne keinen Kontakt zum Strom hatte. Es brauchte nur eine kleine Umdrehung der Birne und schon leuchtete die Lampe und erhellte den Raum.»

Die «evangelistische» Deutung war klar: «Auch in unserem Leben ist es dunkel. Es braucht nur eine kleine Umdrehung (Umkehr) und schon kommen wir mit Gott in Kontakt. Dann strömt sein Geist in uns ein und es wird hell in unserem Leben und sein Licht strahlt auch in unsere Umgebung.»

Ein weiteres Erlebnis aus der Sybelstrasse: Eines Abends – ich war gerade ins Bett gegangen – hörte ich draussen stimmungsvolle Gitarrenmusik. Ich öffnete das Fenster und schaute hinaus in die mondhelle Nacht. Vor dem Nachbarhaus unter einem Baum stand ein Student, der Gitarre spielte und mit wohltönender Stimme ein Liebeslied sang. Ich fühlte mich in die Zeit der Romantik versetzt. Es dauerte nicht lange, bis sich im oberen Stock des zweistöckigen Hauses ein Fenster öffnete und ein Mädchen herausschaute und lächelnd dem Lied lauschte. Es waren jedoch nur wenige Minuten vergangen, als aus einem anderen Fenster eine keifende Stimme ertönte, die sich über die Störung der Nachtruhe beschwerte. Jäh brach der Student sein Gitarrenspiel und seinen Gesang ab und fragte die Keifende, ob sie gar keinen Sinn für Romantik habe. Wor-

auf jene Frau noch wütender wurde und meinte, dass sie ihre Nachtruhe brauche und er solle verschwinden.

Warum dieses kleine Erlebnis heute noch so lebendig vor meinem inneren Auge steht? Vielleicht, weil es mir immer wieder wehtut, wenn auf unsensible Weise Dinge, die unserem Leben Schönheit und Wärme verleihen, zerstört werden.

In Erinnerung geblieben sind mir auch eine eindrückliche Eucharistiefeier mit Karl Bernhard Ritter, dem Mitbegründer der Michaelsbruderschaft, und eine Vorlesung von Professor Friedrich Heiler, dem tiefsinnigen Religionswissenschaftler.

Doch jetzt zurück zur SMD. In der Zentralstelle der SMD, Reitgasse 5, hatte sich Ende Oktober 1952 der Bruderrat (zu dem ich unterdessen auch gehörte) versammelt, um sich über den Aufbau einer SMD-Schülermission zu informieren. Begeistert entrollte ich meine Pläne:

- Zunächst werde ich Kontakt zu den wenigen Lehrerinnen und Lehrern aufnehmen, die bereits Schülerkreise aufgebaut haben und zusammen mit ihnen einen «Arbeitskreis» bilden.
- Darüber hinaus werde ich einen schönen Prospekt mit mehreren attraktiven Schülerferienlagern von der Nordsee bis zu den Alpen entwerfen und an die evangelischen ReligionslehrerInnen sämtlicher höherer Schulen schicken in der Erwartung, dass genügend Interesse besteht und die Lager voll werden.

- Ausserdem habe ich die Absicht, evangelistische Veranstaltungen an höheren Schulen anzubieten, zu initiieren und den Aufbau von Schülerbibelkreisen anzuregen.

Nachdem ich in einer anschliessenden Aussprache noch weitere Detailpläne entwickelt habe, waren die Mitglieder des Bruderrates offensichtlich beeindruckt und erklärten sich bereit, mitzuhelfen, dass diese Vorhaben entsprechend finanziert werden. Lediglich «Bruder Dietrich», ein feinsinniger älterer Pfarrer meinte: «Bruder Bittlinger, Sie haben eindrücklich dargelegt, was Sie alles machen und bewirken wollen. Ich möchte Ihnen jedoch einen Vers von Paul Gerhard mit auf den Weg geben:

*Wie die zarten Blumen / willig sich entfalten /
und der Sonne stillehalten /
lass mich so / still und froh /
Deine Strahlen fassen /
und Dich wirken lassen.*

Dieser Vers traf mich in der Tiefe meiner Seele. Er steht mir seither immer wieder vor Augen, wenn ich zu viel selber «machen» und «wirken» will. Nach jener Bruderratssitzung wurde ich offiziell beauftragt und bevollmächtigt, eine SMD-Schülerarbeit aufzubauen.

Doch ganz so schnell wie ich es mir vorgestellt hatte, ging es dann doch nicht. Vom Landeskirchenrat in Speyer erhielt ich die dringende Aufforderung, als Vi-

kar einen Pfarrbezirk in Kaiserslautern zu übernehmen und mich zu diesem Zwecke ordinieren zu lassen. Als ich mich dagegen wehren wollte, erfuhr ich, dass mein Vater ohne mein Wissen während meiner Studienzeit beim Landeskirchenrat Stipendiengelder für mich beantragt hatte und dass ich deshalb verpflichtet sei, mindestens fünf Jahre lang Dienst in der Pfälzischen Kirche zu tun. Und so blieb mir nichts anderes übrig, als der Aufforderung des Landeskirchenrats Folge zu leisten und die Stelle in Kaiserslautern anzutreten. Der Landeskirchenrat versprach mir jedoch, mich ab Herbst 1953 für die Arbeit in der SMD freizustellen. Und so wurde ich am 16. November 1952 in meiner Heimatkirche zu Edenkoben von Dekan Lischer ordiniert.



Protestantische Kirche Edenkoben

Meine Ordinationspredigt hielt ich auf der hier abgebildeten Kanzel, auf deren Rückwand damals ein Dreieck – ökumenisches Symbol der Dreifaltigkeit – gemalt war. (Das Dreieck wurde später – leider – mit einem Kreuz übermalt.)



Dieses Bild habe ich im Herbst 1941 fotografiert. Damals wurden links neben der Kanzel weisse Kartontäfelchen der Gefallenen angebracht. Ich habe diese Täfelchen jeweils in gothischer Schrift geschrieben. Ein Edenkobener, der die Überschrift im Herbst 1941 gesehen hat, hat meinen Vater als Defätisten bezeichnet, weil er «1942» geschrieben hat. Er dagegen sei über-

zeugt, dass der Krieg noch vor Weihnachten 1941 beendet sei. (Im Herbst 1942 habe ich die «2» mit einem weissen Karton überklebt und im Frühjahr 1945 nach dem Einmarsch der Amerikaner eine «5» darübergeschrieben.)

Wie Dekan Lischer in seiner Predigt betonte, waren diese Täfelchen unterdessen durch eine würdige Gedenktafel ersetzt worden.

Die beiden «assistierenden» Geistlichen waren mein Vater und sein Maikammerer Kollege Johannes Kettenbach, der mir zu meiner Ordination eine Biographie von Martin Luther schenkte, in der ich bis heute gerne lese. Überraschenderweise besuchte mich im Mai 2001 – also nach fast 50 Jahren! – Günter Kettenbach,



EDENKOBEN

Würdige Einführungsfeier

-wo- Die evangelische Kirchengemeinde Edenkoben feierte am Sonntag ein außergewöhnliches Ereignis. Zum ersten Mal fand in der Stadtkirche die Amtseinführung eines Pfarramtskandidaten statt, die in erhebender, würdiger Weise vollzogen wurde. Schon in dem Augenblick, als der Jungpfarrer, von drei Geistlichen geleitet, die Kirche betrat, spürte man die Spannung, mit der die zahlreich erschienene Gemeinde miterlebte.

In ergreifender Form gedachte Dekan Lischer, Neustadt, zunächst der Kriegsopter beider Weltkriege und hielt die Gedenkrede für die Opfer des Krieges und der Gewalt, die unter dem Geläute sämtlicher Kirchenglocken mit dem österlichen Auferstehungschoral beantwortet wurde. Die Gedanken aller Versammelten galten den Gefallenen beider Weltkriege und mancher tränenerfüllte Blick ging zu der in diesem Jahr eingeweihten Gedenktafel, auf der die Namen der über zweihundert Gefallenen und Vermissten zu lesen sind, die die evangelische Kirchengemeinde Edenkoben allein im letzten Krieg zu betrauern hat. Mit dem von Waltraud Bittlinger vorgetragenen Choral Paul Gerhards „Gib dich zufrieden und sei stille in dem Gotte deines Lebens“ (in der Vertonung von Joh. Seb. Bach) schloß die Gefallenengedenkfeier.

Die anschließende freudige Feier galt dann der Amtseinführung des jungen, soeben ernannten Vikars Arnold Bittlinger. Dekan Lischer beglückwünschte den Vater Pfarrer Bittlingers zu diesem Freudentag des Sohnes, der ein solcher der ganzen Familie und darüber hinaus der ganzen evangelischen Kirchengemeinde sei. Nachdem der junge Vikar auf die Frage, ob er sein Amt zur Ehre Gottes und zum Dienst an der christlichen Gemeinde ausführen wolle, mit einem klaren „Ja, mit Gottes Hilfe“ geantwortet hatte, erfolgte unter dem Gebet der Gemeinde mit der feierlichen Handauflegung des Dekans und der beiden assistierenden Geistlichen die Weihe zum Predigeramt und zur Verwaltung der Sakramente.

Der junge Seelorger bestieg dann die Kanzel, um über den Sinn seiner Tätigkeit zu sprechen, den er in dem Gelöbnis zusammenfaßte, unermüdlich als Diener Jesu Christi die frohe Botschaft von der Liebe Gottes und der Erlösung der Menschheit in Wort und Tat zu verkünden.

der mir bis dahin unbekannte Sohn von Johannes Kettenbach, der anlässlich eines Vortrags im Klettgau weilte. Da Günter als Marineoffizier und Pfarrer ebenfalls einige Bücher geschrieben hat, haben wir uns gut unterhalten, insbesondere über unser gemeinsames Interessengebiet «Wein und Weinbau» und über das Pfarrhaus in Maikammer, in dem wir beide unsere Kinderzeit verbracht hatten. Anschließend haben wir uns gegenseitig einige unserer Bücher geschenkt.

Meine Ordination bedeutete meinen Abschied von Edenkoben. Die Edenkobener Kirche bleibt jedoch meine eigentliche «Heimatkirche».

In dieser Kirche wurde ich nicht nur konfirmiert und ordiniert, sondern in ihr habe ich auch Kindergottesdienst gehalten, Orgel gespielt, im Chor gesungen und während des Kriegs zusammen mit meiner Schwester Waldtraut den Kirchendiener vertreten (das bedeutete u. a. Liederanschlag und Läuten – bei Stromausfall von Hand). Auf meinem Empore-Stammplatz (vis-à-vis der Kanzel) habe ich unzählige Gottesdienste besucht. Und nicht nur kräftig mitgesungen, sondern mir auch meine Gedanken über die jeweilige Predigt gemacht (und auf die Bänke geschaut, in denen die konfirmierten Mädchen sassen).

Unvergessen bleibt mir auch unser Edenkobener Pfarrgarten, der gefüllt ist mit unendlich vielen Erinnerungen. Die alten Häuser, die die Nordseite unseres Gartens begrenzten, habe ich am 20. Juli 1943 als Fünfzehnjähriger skizziert:



In Marburg herrschte grosse Enttäuschung, als ich dem Leitungsgremium der SMD mitteilte, dass ich erst in einem Jahr – also im Herbst 1953 – meinen Dienst bei der SMD antreten könne.

Und so fuhr ich im November 1952 nicht nach Marburg, sondern nach Kaiserslautern. Dort wurde mir als Nachfolger des erkrankten Walter Ohler die Betreuung des grossen Gemeindebezirks Kaiserslautern-Ost übertragen. Obwohl dieser Gemeindebezirk offiziell zur Lutherkirche gehörte, war ich praktisch allein für die ca. fünftausend «Seelen» zuständig. Ich hatte jeden Sonntag Gottesdienst, viele Beerdigungen und Trauungen und neben dem Konfirmanden- und Präparandenunterricht auch noch Religionsunterricht in der «Höheren weiblichen Bildungsanstalt» (HWB), in der Aufbauschule, in der Berufsschule und im «Werkhof» – insgesamt 25 Unterrichtsstunden pro Woche. Dazu ka-

men Haus- und Krankenbesuche (u. a. im Baracken-Problembezirk «Enkenbacher Weg»).

Diese Überfülle von Aufgaben war für mich manchmal recht bedrückend. Als Neuling in der Gemeindearbeit musste ich sämtliche Predigten und Unterrichtsstunden jeweils neu vorbereiten, was zeitlich fast unmöglich war. Mein väterlicher Freund, der bekannte Essener Jugendpfarrer Wilhelm Busch hat mir in diese Situation hinein den Bibelvers (Ps. 18,30) zugerufen: «Mit meinem Gott will ich über die Mauern springen.» Daran habe ich mich gehalten.

*„Mit meinem Gott will ich über die
Mauern springen.“*

W. M. Busch.

Und was fällt mir noch ein, wenn ich an Kaiserslautern denke? Das Vikarsgehalt war damals so minimal, dass ich zur Mittagszeit jeweils mit dem Fahrrad – vorbei an vielen Kriegsrüinen – ins CVJM-Heim fuhr, um dort zusammen



*Wiederaufbau der Ruinenstadt
Kaiserslautern*



Meine erste Konfirmation (Palmsonntag 1953 in Kaiserslautern-Ost); links: Konfirmandinnen, rechts: Konfirmanden

mit meinem Kollegen Herbert Schmid (damals ebenfalls Vikar, später Professor für Altes Testament) für 80 Pfennig bei Walter Golch zu Mittag zu essen.

Deutlich erinnere ich mich noch an meine erste Beerdigung: Ein Mann im besten Alter war mit einer Bierflasche erschlagen worden. Aus der eindrucklichen Schilderung der Angehörigen hätte man einen Derrick-Film machen können.

In der Konfirmandenstunde meinte eine forsche Konfirmandin: «Predigen ist doch keine Arbeit, das ist leicht – das könnte ich auch.» Ich nahm sie beim Wort und verlegte die nächste Konfirmandenstunde in die Friedenskapelle. Dort bestieg die Konfirmandin die Kanzel, um ihren neugierig lauschenden Mitkonfirmandinnen eine Predigt zu halten. Daraus wurde jedoch nichts. Nach drei Sätzen wusste sie nicht mehr weiter und sagte nach einer längeren Pause etwas kleinlaut: «Predigen ist doch schwerer, als ich gedacht habe».

In eine Konfirmandenstunde (die im Gemeindehaus neben der Lutherkirche stattfand) kam einmal der Kirchendiener Reiser und sagte: «Herr Vikar, ich hab ä Trauung, awer kän Parrer. Kummen Sie schnell, die Leit sin schun do!» Was blieb mir anderes übrig, als in die Lutherkirche zu eilen, mir über die Werktagskleidung den in der Kirche hängenden Talar überzuziehen und mit einer improvisierten Predigt das mir völlig unbekannte Paar zu trauen.

Während der Schulferien habe ich zusammen mit Ilse Jugendlager durchgeführt. Gerne erinnere ich mich an das Konfirmandenlager in Waldfischbach, an die Jugendlager auf der Lichtenburg und im Heuberghaus zu Hirschegg im Kleinen Walsertal, wo wir eindrückliche Erlebnisse hatten und wo Frau Winkelmann aus Kaiserslautern vorzüglich für unser leibliches Wohl sorgte.



Abfahrt ins Lager



Lagerleben

Gefreut habe ich mich auch über die gut besuchten Gottesdienste. In der überfüllten Friedenskapelle sassen die Konfirmandinnen und Konfirmanden manchmal auf dem Boden rings um den Altar. (Auch in der Lutherkirche, in der ich turnusgemäss predigte, mussten gelegentlich zusätzliche Sitzgelegenheiten beschafft werden.)

Die Pfarrkonvente waren nicht immer interessant, zum Mindesten nicht für Vikar Fritze, der in der Regel neben mir am unteren Tischende sass und jeweils in einem dicken theologischen Schmöcker (der auf seinen Knien lag) las, aber erstaunlicherweise bei Themen, die ihn interessierten, hellwach seine Meinung äusserte.

Und was habe ich sonst noch in Kaiserslautern erlebt?

In der Nacht zum 5. März 1953 habe ich das Sterben von Joseph Stalin verfolgt, das minutiös im Radio übertragen wurde.

Im Schaufenster eines Elektrogeschäftes wurde 1953 erstmals eine Fernsehsendung in Farbe ausgestrahlt. Eine Menge Schaulustiger freute sich über diese Neuerung – ich auch.

Ein Kirchgänger hat an Weihnachten 1952 erstmals eine meiner Predigten auf einen Tonträger aufgenommen – damals noch nicht auf ein Ton-«Band», sondern auf einen Ton-«Draht».

Von «Brasilien» nach Speyer

Eine verhinderte Ausreise

Im Sommer 1953 bewegte mich die Frage: Was kommt nach Kaiserslautern? Zwar hatte ich die Zusage des Landeskirchenrates, dass ich im November 1953 meinen Dienst bei der SMD antreten könne, aber seit meiner Abreise aus Marburg im November 1952 habe ich nichts mehr von der SMD gehört. Wegen meiner übermässigen Arbeitsbelastung in Kaiserslautern und wegen eines unvorhergesehenen Ereignisses habe ich auch von mir aus keinen Kontakt zur SMD-Zentralstelle aufgenommen. Und was war das «unvorhergesehene Ereignis»? Während meiner Studienzeit in Bethel hat ein Vertreter des kirchlichen Aussenamtes einen Vortrag über die deutschen Gemeinden in Brasilien gehalten. Anschaulich und begeistert hat er die Tätigkeit der Pfarrer geschildert, die ihre zahlreichen kleinen Gemeinden nur auf dem Pferderücken betreuen können. Er meinte weiterhin, dass in Brasilien Pfarrermangel herrsche, und wir sollten uns doch überlegen, ob wir uns vorstellen könnten, nach unserem theologischen Examen einige Jahre als Pfarrer in Brasilien tätig zu sein.

Da ich schon als Kind eine besondere Liebe zu Pferden hatte und mir ein Aufenthalt in Südamerika sehr verlockend erschien, trug ich mich damals in eine aufgelegte Interessentenliste ein. Doch dann habe ich nichts mehr vom Aussenamt gehört, und «Brasilien» ist in den Hintergrund getreten.

Im Frühsommer 1953 besuchte mich jedoch in Kaiserslautern ein Vertreter des kirchlichen Aussenamtes, um mich zu bewegen, als Pfarrer in einer deutschen Gemeinde in Brasilien zu wirken. Da ich – wie gesagt – von der SMD nichts mehr gehört hatte, nahm ich das Angebot an. Auch Ilse, mit der ich seit zwei Jahren verlobt war, stimmte zu. Und so reisten wir zur Feststellung unserer Tropentauglichkeit zu einem mehrtägigen Aufenthalt ins Tropeninstitut nach Tübingen. Dort begegneten uns sehr interessante Menschen aus aller Welt, die bei den abendlichen Gesprächen ihre Tropen-Erlebnisse erzählten. In lebhafter Erinnerung ist mir ein französischer Generalstabsarzt aus Westafrika. Er berichtete, dass er einmal sterbenskrank gewesen sei und niemand ihm helfen konnte. Sein Gesicht sei völlig starr gewesen und er habe Lippen und Zähne so fest zusammengebissen, dass es unmöglich war, ihm irgendetwas einzuflößen – ganz abgesehen davon, dass niemand wusste, wie man diese geheimnisvolle Krankheit behandeln könne. Doch dann sei eine alte Afrikanerin gekommen, habe seine Lippen emporgehoben, ihm mit einem Stein einen Zahn ausgeschlagen und ihm in die entstandene Lücke mit ihrem Mund eine sehr bittere Flüssigkeit eingeflösst, wodurch – wie durch ein Wun-

der – die Krankheit in kürzester Zeit verschwunden sei. Er wisse bis heute nicht, was für ein Trank das gewesen sei, aber er sei seit jenem Erlebnis von seiner Arroganz bezüglich der Überlegenheit der europäischen Medizin gegenüber den afrikanischen «Zaubertränken» gründlich kuriert worden.

Nachdem im Tropeninstitut unsere Tropentauglichkeit festgestellt worden war, habe ich mir in Tübingen eine portugiesische Grammatik gekauft (ich habe sie heute noch) und auf der Rückreise begonnen, mich ein wenig mit dieser Sprache vertraut zu machen.

Das kirchliche Aussenamt hat dann für November 1953 zwei Schiffsplätze nach Südamerika gebucht, und Hapag Lloyd beauftragt, uns Container für unser Umzugsgut zu schicken.

Doch bevor diese Container eingetroffen sind, ist in Kaiserslautern Martin Philipp aufgetaucht. Nachdem ich ihn über den Stand der Dinge informiert hatte, sagte er knallhart: «Aus Brasilien wird nichts! Wir warten seit einem Jahr auf dich und rechnen fest damit, dass du so bald wie möglich nach Marburg kommst und mit dem Aufbau der Schülermission beginnst.» Ich kam mir vor wie Calvin, als Farel ihn beschwor, in Genf zu bleiben, um dort die evangelische Gemeinde aufzubauen. Calvin wollte sich jedoch viel lieber in der Stille seinen Studien widmen und wehrte sich deshalb gegen das Anliegen Farels. Darauf hat Farel ihn bedroht und Calvins «Studien» verflucht, wenn er sich dem Ruf Gottes, nach Genf zu kommen, widersetzen würde. Da erkannte Calvin in Farels Worten den Ruf Gottes und gab nach.

So wollte auch ich jetzt viel lieber nach Brasilien als nach Marburg reisen, aber ich erkannte in den Worten von Martin Philipp den Ruf Gottes. Und so habe ich zur grossen Enttäuschung des kirchlichen Aussenamtes «Brasilien» abgesagt, die Schiffskarten zurückgeschickt und die Container abbestellt. Die portugiesische Grammatik ist in einer Bücherkiste verschwunden, bis ich sie 25 Jahre später zur Vorbereitung einer Brasilien-Forschungsreise wieder hervorgeholt habe.

Jetzt rückte also «Marburg» in den Vordergrund und damit unsere Hochzeit, die wir schon seit längerer Zeit für den 16. November 1953 geplant hatten.

Der Dienst bei der SMD und unsere Heirat waren eng miteinander verbunden. In der Pfälzischen Landeskirche bestand nämlich damals ein «Ehekonsens» (in Wahrheit war es ein «Konsens» der Oberkirchenräte und nicht der heiratswilligen Vikare!), der besagte, dass Vikare erst nach Vollendung ihres 27. Lebensjahres heiraten dürfen. Der Grund für diesen «Konsens» lag darin, dass bei dem damaligen grossen Pfarrermangel die Vikare besser verfügbar und schneller versetzbar sein sollten. Der Konsens galt jedoch nicht für beurlaubte Vikare, die nicht im Dienst der Landeskirche standen und deshalb ohnehin nicht «verfügbar» waren. Ein Dienst in der SMD (oder auch in Brasilien) würde also bedeuten, dass wir heiraten können. Da Ilse und ich schon seit vier Jahren inoffiziell und seit zwei Jahren offiziell verlobt waren, hatten wir kein Interesse, noch weitere zwei Jahre zu warten.

Da nach unserer Verheiratung die «Sybelstrasse 14A» als Wohnung nicht mehr in Frage kam und bei der damaligen Wohnungsnot in Marburg keine erschwingliche Mietwohnung zu finden war, haben wir zusammen mit den Verantwortlichen der SMD in der Zentralstelle in der Reitgasse 5 einen grossen Raum ins Auge gefasst und ihn auf dem Papier als Wohn- und Schlafrum (mit Kochnische) «eingerrichtet».

Doch wieder kam ein «retardierendes Moment». In Speyer ist nämlich der Pfarrer der Dreifaltigkeitsgemeinde plötzlich verstorben. Da ich in diesem Augenblick gerade «frei» war, und sonst kein Pfarrer zur Verfügung stand, hat mich der Landeskirchenrat dringend gebeten, meinen Dienstantritt bei der SMD um ein halbes Jahr zu verschieben und als «Pfarrverweser» die verwaiste Gemeinde im Zentrum von Speyer zu übernehmen. Wir könnten dann ausnahmsweise – wie vorgesehen – am 16. November 1953 heiraten.

Und so blieb mir nichts anderes übrig, als die SMD zu trösten und nach unserer Hochzeit zunächst einmal nach Speyer zu zügeln.

Und was fällt mir ein, wenn ich an Speyer denke? Da ich keinerlei schriftliche Aufzeichnungen und fast keine Fotos aus dieser Zeit habe, bin ich allein auf meine «Erinnerungen» angewiesen, die vermutlich – um mit André Gide zu reden – recht «löcherig» sein dürften. Aber «on verra» – man wird sehen.

Wohnungsprobleme in Speyer

Zunächst das Wohnungsproblem: Da das Pfarrhaus des plötzlich verstorbenen Stelleninhabers noch voll eingerichtet war und ein Nachlassverwalter und die Erben dort ständig beschäftigt waren und darüber hinaus das Pfarrhaus für den endgültigen Nachfolger renoviert werden musste, war es nicht möglich, dass wir dort einziehen konnten. (Übrigens redete mich der aus der Nordpfalz stammende Nachlassverwalter, der das Weingut Jung und meinen mir ähnlich sehenden Vetter Karl gut kannte, jeweils mit «Herr Jung» an, was mir Spass machte. Ich habe ihn nicht korrigiert.)

Also: Wie war es mit der Wohnung? Der patriarchale Dekan Karl Wien und seine matriarchale Gattin Olli haben uns zunächst ihr Gästezimmer (mit Blick auf die unmittelbar vor dem Fenster aufragende Gedächtniskirche) angeboten.

Und so sind wir dort eingezogen. Ilse durfte die Küche, in der Olli tatkräftig waltete, mitbenutzen. Wir hatten jedoch den Wunsch, so schnell wie möglich in eine eigene Wohnung zu ziehen. Und so begab ich mich auf die Suche und wurde fündig. Im grossen Haus der «Inneren Mission» in der Ludwigstrasse 6 (in unmittelbarer Nähe des Doms) war ein kleiner Raum frei, in dem es ausser fliessend Wasser nichts gab. Und so sind wir dort eingezogen mit einem Klappbett, einem geliehenen Tisch und zwei Stühlen und einer Kochplatte. Dort haben wir 1953 miteinander Weihnachten gefeiert.

Ein WC gab es auf der Etage, ein Badezimmer gab es «für uns» nicht. Ich betone «für uns», denn direkt neben unserem Zimmer war ein schönes Badezimmer, das jedoch von Herrn Oswald, einem aus der DDR geflüchteten, leitenden kirchlichen Angestellten, benutzt wurde. Herr und Frau Oswald lebten in der Wohnung unter uns. Als wir bescheiden fragten, ob wir dieses Badezimmer gelegentlich mitbenützen dürften (z. B. einmal pro Woche), hat Herr Oswald verlegen aber bestimmt abgelehnt und gemeint, dass seine Frau das nicht möchte, denn ein Bad sei doch «etwas so Intimes». Und so sind wir halt einmal wöchentlich ins «öffentliche» Bad gepilgert, dort gab es schlichte Kabinen mit Badewannen. Nur einmal durften wir die Wohnung von Herrn und Frau Oswald betreten, als nämlich 1954 in Bern das Weltmeisterfussballspiel stattfand, das im Radio übertragen wurde, und das später als das «Wunder von Bern» in die Geschichte einging. Da wir kein Radio besaßen, hat uns Herr Oswald gestattet, dass wir zusammen mit ihm die Fussballübertragung anhören dürfen. Als dann das entscheidende Tor fiel, war Herr Oswald ganz aus dem Häuschen. Er hat sich mehrmals mit der Hand auf das Knie geschlagen und gerufen: «Wir sind Weltmeister! – Wir sind Weltmeister!»

Doch zurück zur Wohnungssituation. Einige Monate später ist im Obergeschoss der Ludwigstrasse 6 eine kleine Wohnung freigeworden, in die wir einziehen konnten.

Krankenbesuche

Zu meinen Aufgaben als Pfarrverweser gehörten auch Krankenbesuche im Spital und in Privatwohnungen. Da es für mich zeitlich unmöglich war, mit allen evangelischen Kranken im Spital Einzelgespräche zu führen, habe ich in den Mehrbettzimmern (damals gab es noch Schlafsäle mit bis zu zwölf Betten) jeweils «Kurzandachten» gehalten. Und wie sahen die aus? Ich habe mich in die Mitte des Zimmers gestellt, einen bekannten Liedvers gesungen (manche Kranken haben mitgesungen), einen kurzen Bibelabschnitt gelesen und einige Minuten lang über diesen Text gesprochen. Dann habe ich das «Unser Vater» gebetet (einige Kranken haben mitgebetet) und die Andacht mit einem Segenswort abgeschlossen. Am Schluss der Andacht habe ich jeweils gesagt: «Wenn jemand ein Gespräch oder das Abendmahl wünscht, möge er bitte das Pflegepersonal verständigen.» Dann bin ich in das nächste und übernächste Zimmer gegangen und habe die Zeremonie wiederholt. Kranke, die sich beim Pflegepersonal gemeldet hatten, habe ich dann jeweils besucht und – falls sie es gewünscht haben – mit ihnen das Abendmahl gefeiert.

Diese Spital-Seelsorge empfand ich als äusserst unbefriedigend. Und wie wäre sie befriedigend gewesen? Wenn ich länger in Speyer geblieben wäre, hätte ich einen Kreis mit Krankenbesuchs-HelferInnen aufgebaut und mit ihnen jeweils die Einsätze im Spital vorbereitet und durchgeführt. Da ich jedoch wusste, dass ich nur

einige Monate als Pfarrverweser in Speyer bleiben werde, musste ich halt mit dieser unbefriedigenden Situation leben.

Anders war es bei Krankenbesuchen in den Häusern der Kranken. Dort habe ich nicht nur mit den Kranken gesprochen, sondern auch mit den Angehörigen. Bei Abendmahlsfeiern habe ich Wert darauf gelegt, dass möglichst alle Angehörigen mitfeiern.

Ein Krankenbesuch in einem Vorort von Speyer ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Herr M. war Strassenbau-Arbeiter. Durch das ständige Einatmen der Teerdämpfe hat er Lungenkrebs bekommen. Ich habe ihn während meiner gesamten Speyerer Zeit regelmässig besucht. Da der Krebs schon weit fortgeschritten war, musste Herr M. ständig im Bett liegen. Die Gemeindeschwester gab ihm täglich eine Morphiumspritze. Bei meinem ersten Besuch hat mich Frau M. an der Eingangstüre abgefangen und mich angefleht: «Sachen s'm jo nid, dass er Krebs hott – sunscht bringt er uns all um!» Dass diese Angst nicht ganz unberechtigt war, erfuhr ich schon bei meinem ersten Gespräch mit Herrn M. Er sagte: «Wenn ich schtärwe muss, nämm ich se all mid!»

Herr M. war nicht religiös. Er hatte kein Interesse am christlichen Glauben – aber er hat sich gerne mit mir unterhalten. Das brachte ein wenig Abwechslung in seinen sonst langweiligen Alltag. Ob es mir gelungen ist, seinen Geist ein wenig für die göttliche Wirklichkeit zu öffnen, weiss ich nicht. Er war jedoch einverstanden, dass ich in der Passionszeit 1954 mit ihm und seinen

Angehörigen das Abendmahl feierte. Wenig später ist Herr M. gestorben. Bei seiner Beerdigung standen am Grab mehrere Strassenbau-Arbeiter. Sie wollten ihrem Kumpel ein letztes Lebewohl sagen.

«Annedorle»

Unterdessen sind wir in die frei gewordene Zweizimmer-Dachwohnung in der Ludwigstrasse 6 eingezogen. Wir haben uns einfache Möbel gekauft und uns wohnlich eingerichtet. Jetzt hatten wir auch ein eigenes Badezimmer. Ilse war unterdessen schwanger. Gemeinsam studierten wir das damals weit verbreitete Standardwerk «Die Mutter und ihr erstes Kind» und trafen Vorbereitungen für die Geburt unseres Kindes. Der weisse Korbwagen, in dem ich die ersten Wochen meines Lebens verbracht hatte, wurde von Edenkoben nach Speyer transportiert und schön ausstaffiert. Ilse achtete auf gesunde Ernährung und ausreichende Bewegung. Doch dann geschah es, dass Ilse auf den ausgetretenen Treppenstufen, die in unsere Dachwohnung führten, ausgerutscht und einige Meter die Treppe hinuntergepoltert ist. Wir waren verzweifelt und dachten, dass das Kind in ihrem Leib einen solchen Sturz nicht überleben würde. Als sich Ilse dann mit Prellungen an Armen und Beinen mit meiner Hilfe in unsere Wohnung hinaufgeschleppt und auf einem unserer neuen Sessel niedergelassen hat, griff sie nach der Bibel, die

neben ihr auf dem Tisch lag. Als sie das Buch aufschlug, fiel eine Spruchkarte aus der Bibel, auf der ein Vers aus dem 147. Psalm stand:

*Gott macht fest die Riegel deiner Tore
und segnet deine Kinder drinnen.*

Dieser Vers war für uns ein Geschenk Gottes, das uns getrost werden liess. Später hab ich entdeckt, dass Johann Sebastian Bach seine Kantate «Preise Jerusalem» (BWV 119) mit diesem Vers beginnt. Jedes Mal, wenn ich diese Kantate höre oder den Psalm 147 lese, denke ich an dieses Erlebnis in Speyer.

Als dann der Zeitpunkt der Geburt näher kam, sind wir Anfang September 1954 zur Voruntersuchung ins Städtische Krankenhaus nach Mannheim gefahren. (Ilse's Freundin Lore hatte ihr den dortigen Chefarzt der Geburtsabteilung, Dr. Wittenbeck, empfohlen.) Freundlich wurden wir von Schwester Hermine, der leitenden Stationsschwester, begrüsst (sie sagte beim Sprechen jeweils zwischen den Sätzen «netwanet»). Überrascht stellte sie fest, dass ich der Sohn der von ihr sehr verehrten Kursgenossin Minchen Jung war, mit der zusammen sie sich in den 20er-Jahren im Städtischen Krankenhaus Mannheim zur Rotkreuz-Schwester hatte ausbilden lassen – netwanet.

Als Dr. Wittenbeck Ilse untersucht hatte, liess er mich in sein Sprechzimmer bitten und sagte mit ernster Miene: «Obwohl wir die Niederkunft ihrer Frau erst in etwa einer Woche erwarten, müssen wir ihre Frau

hierbehalten. Ich habe bei ihr eine Präeklampsie festgestellt, die dringend behandelt werden muss, denn eine Eklampsie («blitzartig auftretende Krampfanfälle während der Schwangerschaft oder während der Geburt») wäre lebensgefährlich.

Und so bin ich allein nach Speyer zurückgefahren und habe alles geholt, was Ilse mir aufgetragen hat (Toilettenartikel, Wäsche etc.). Und dann habe ich alle Dienste abgesagt (ich war unterdessen bei der Schülermission tätig) und bin täglich nach Mannheim gefahren. Da für Ilse strenge Bettruhe verordnet war, habe ich unser Schachspiel mitgebracht und so haben wir täglich miteinander Schach gespielt. Da es nicht sicher war, dass eine Eklampsie ausgeschlossen werden konnte, und somit immer noch Lebensgefahr bestand, habe ich Ilse manchmal beim Schachspiel gewinnen lassen (ich spielte etwas besser Schach als Ilse), um ihr eine Freude zu bereiten. Doch dann war die Erleichterung gross, als am 13. September 1954 das «drinnen gesegnete» Kind zur Welt kam. Es war ein Mädchen, wir nannten es Anna («Gnade»), Dorothea («Gottesgeschenk») und noch zusätzlich «Sulamith» (Friede) nach der Sulamith des biblischen Hohenliedes und nach der Malerin Sulamith Wülfing, die Ilse damals verehrte.

Von Mannheim nach Speyer zurückgekehrt, kamen dann «Die Mutter und ihr erstes Kind» sowohl als Buch als auch «live» voll zum Einsatz. Ilse hat versucht, alles nach Vorschrift zu machen – besonders die Mahlzeiten, was «Annedorle» (so nannten wir jetzt unsere

Anna-Dorothea) jedoch gar nicht schätzte, sondern mit lebhaftem Geschrei quittierte. Wir haben daraufhin einen Kinderarzt kommen lassen. Seinen Namen habe ich vergessen. Er war ein sehr guter Arzt, aber grob und ein Säufer. Er ist sogar einmal im Suff mit seinem Auto von der Strasse abgekommen und die Uferböschung hinunter in den Rhein gefahren. Nur mit knapper Not konnte er damals gerettet werden. Dieser Arzt hat Annedorle untersucht, dann hat er das Kind an einem Fuss gepackt und es – Kopf nach unten – in die Luft gehalten und seine Diagnose verkündigt: «Der Säugling hat Hunger! Geben Sie ihm zu trinken, wenn er schreit!» Obwohl sich Ilse über die Bezeichnung «der Säugling» geärgert hat, hat sie den Rat des Grobians befolgt. Annedorle hat das estimiert mit weniger Geschrei.



Ilse mit Annedorle

Kleine Erinnerungen

Und welche anderen Erinnerungen werden in mir wachgerufen, wenn ich an die Zeit in Speyer denke?

Da war zunächst das Hochwasser. Der Rhein war übervoll. Er konnte die Wasser seiner Nebenflüsse nicht mehr aufnehmen, was zur Folge hatte, dass ein Teil meines Gemeindebezirkes überschwemmt wurde. Ich erinnere mich noch gut. Zusammen mit den Bewohnern des «Hasepuhl» (so hiess ein Teil meines Gemeindebezirks) standen wir neben dem Speyerbach, der normalerweise in den Rhein fliesst. Jetzt stand er völlig still und wir beobachteten, wie sein Wasserspiegel ständig stieg. Die Anwohner haben ihre Kellerfenster mit Sandsäcken verbarrikadiert und schauten gespannt dem steigenden Wasserspiegel zu – die Älteren besorgt, die Jungen neugierig und sensationslustig. Und dann ist der Bach über die Ufer getreten und auch der Rhein hat einen grossen Teil des Ufergeländes überschwemmt. Zum Glück ist das Hochwasser des Rheins allmählich wieder zurückgewichen, so dass keine allzu schweren Schäden in Speyer entstanden sind.

Eine weitere Erinnerung: Der im Krieg zerstörte Speyerer Bahnhof war wieder aufgebaut worden und wurde eingeweiht. In Vertretung des Dekans habe ich bei der Einweihungsfeier die Evangelische Kirche repräsentiert. Nach den üblichen Einweihungsreden – ich überbrachte dabei die Glückwünsche der evangelischen Kirchgemeinde – gab es einen Einweihungsimbiss. Da-

bei sass ich neben dem Vertreter des bischöflichen Ordinariats, mit dem ich mich gut unterhalten habe.

Da der protestantische Landeskirchenrat seinen Sitz in Speyer hat, waren in den Gottesdiensten der grossen Dreifaltigkeitskirche regelmässig auch Vertreter der Kirchenleitung anwesend – Oberkirchenräte und manchmal auch der Kirchenpräsident. Regelmässig gehörte zu meinen Predigthörern auch der bedeutende Hellenist Carl Schneider – er hatte seinen Stammplatz direkt



*Carl Schneider
und Arnold vor dem
Speyerer Dom*

gegenüber der Kanzel. Er trug jeweils einen braunen pelzgefütterten Mantel (ich war ja nur im Winterhalbjahr Pfarrverweser in Speyer). Vor Carl Schneider hatte ich damals grossen Respekt. Obwohl er in meinem Gemeindebezirk wohnte, wagte ich nicht, ihn zu besuchen, um ihn zu bitten, mit mir altgriechische Texte zu lesen. Mehrmals stand ich vor seiner Wohnung, doch ich wagte es nicht zu klingeln. Und so bin ich wieder abgezogen. Es sollte noch einige Jahre dauern, bis ich mit Carl Schneider nicht nur näher bekannt, sondern auch befreundet wurde.

Aufbau der Schülermission

Und dann war es endlich soweit. Ab Ostern 1954 war ich frei für den Dienst bei der SMD. Die Adresse der aufzubauenden «Schülermission in Deutschland» war zunächst Speyer am Rhein, Ludwigstrasse 6. Und was habe ich getan? Ich habe – wie schon 1952 in Marburg mit dem Bruderrat der SMD besprochen – eine Anzahl Freizeitheime von der Nordsee bis zu den Bayerischen Alpen gebucht, einen Prospekt mit Bildern dieser Heime und einen entsprechenden «Werbe»-Text entworfen und diesen Prospekt an die evangelischen ReligionslehrerInnen der ca. zweitausend höheren Schulen in Deutschland verschickt in der Hoffnung, dass wenigstens einige dieser LehrerInnen ihre Schülerinnen und Schüler animieren würden, sich für ein solches Schülerferienlager anzumelden.

Darüber hinaus habe ich Kontakt aufgenommen zu den wenigen Lehrerinnen und Lehrern, die aus der SMD hervorgegangen waren und unterdessen Schülerbibelkreise gegründet hatten (unter ihnen Gisela Steinle, Elfriede Link und Wilfried Fuchs). Mit ihnen zusammen habe ich einen Mitarbeiterausschuss gebildet, in dem wir miteinander den Aufbau der Schülermission besprochen haben. Einige dieser LehrerInnen ha-

ben sich bereit erklärt, bei den geplanten Schülerferienlagern und bei sonstigen Einsätzen mitzuarbeiten.

Und was haben wir getan? Wir haben Schulen besucht und Freizeiten veranstaltet. Und so konnte man bereits im Juni 1954 im Rundbrief der SMD lesen:

Die Schülerarbeit ist inzwischen von Arnold Bittlinger aufgenommen worden. Es ergibt sich ein riesiges Arbeitsfeld und viele Türen stehen offen. Einige Freizeiten wurden bereits durchgeführt und auch von Gott gesegnet.

Ian Thomas und Dwight Wadsworth

Weiterhin habe ich Kontakt zu dem englischen Evangelisten Major Ian Thomas aufgenommen, der nach dem Krieg als Besatzungsoffizier in Deutschland stationiert war und sich berufen wusste, missionarisch unter deut-



Ian Thomas, DSO, TD

schen Schülerinnen und Schülern zu wirken. Ian Thomas hat zahlreiche höhere Schulen in Deutschland besucht und dort evangelistische Vorträge gehalten. Schülerinnen und Schüler, die sich für Christus entschieden haben, hat er dann – wenn sie es wollten – zu «Fackelträgern» gemacht, das heisst zu Menschen, die bereit waren, die Fackel des



Capernwray Hall

christlichen Glaubens weiterzutragen. Als äusseres Zeichen verlieh er ihnen ein schönes Fackelträgerabzeichen. Die «Hymne» der Fackelträger in Deutschland wurde das von Fritz Woike in den dreissiger Jahren gedichtete Fackelträger-Lied (vgl. hierzu meine Erinnerungen, Teil 1, S. 38f). Zentrum der internationalen Fackelträger-Bewegung war «Capernwray Hall» – ein evangelistisches Jugendzentrum im Norden von England.

Von Ende Dezember 1953 bis Anfang Januar 1954 (also während meiner Speyerer Zeit) weilte ich zusammen mit Ilse in Capernwray. Dort habe ich in der Fackelträger-Bibelschule einige Vorträge gehalten. Anschliessend hat mich Ian Thomas zum «Torchbearer»

gemacht und mich zum «Field Representative» der Fackelträger für Deutschland ernannt.

Anschliessend hat uns Ian Thomas in Speyer besucht und wir haben miteinander Schuleinsätze durchgeführt.

Ein Gästebuch-Eintrag:

It is a great joy to be in Speyer, and to know
in Christ the fellowship of the redeemed! What a wonderful
Salvation is ours in Him! - and what a wonderful
privilege to hold forth the Word of life, and to
know that the Holy Spirit will sow the seed
planted and bring life to hungry hearts!

Capenhurst.
England.
9/5/54.



God's rich blessing!
In Him the Victor!
W. Ian Thomas.
2. Tim: 4.5.
"Torchbearers".

Ian Thomas hat mir einen Karton gefüllt mit Fackelträgerabzeichen übergeben, um in Deutschland Schülerinnen und Schüler, die es wünschten, zu «Fackelträgern» zu machen. (Diese Abzeichen habe ich – dreissig Jahre später – während meiner Oberhallauer Zeit dem schweizerischen Vertreter der Fackelträger Ueli Zürrer übergeben.)

Zusammen mit Ian Thomas habe ich in den Jahren 1954/55 zahlreiche höhere Schulen in ganz Deutsch-

land besucht. Als ehemaliger englischer Offizier, der 1944 massgeblich an der Erstürmung von Monte Cassino beteiligt war, war Ian Thomas für Lehrer und Schulleiter ein interessanter Gesprächspartner. Sie haben ihn deshalb gerne reden lassen – manchmal sogar in der Aula vor der gesamten Schülerschaft.

Als Begleiter von Ian ergaben sich für mich gute Kontakte zu SchülerInnen und LehrerInnen. Da Ian Thomas nur gelegentlich nach Deutschland kam, habe ich später Dwight Wadsworth zu Einsätzen in Schulen und bei Schülerferienlagern eingeladen (Dwight war



*Dwight Wadsworth (rechts) und Wolfgang Schröder (links)
vor der Abreise in ein Schülerferienlager*

unterdessen mein Nachfolger als «Field Representative» der Fackelträger in Deutschland geworden). Mitarbeiter bei Ferienlagern war auch Wolfgang Schröder, ein aus der DDR stammender, durch Ian Thomas bekehrter Mitbegründer der kommunistischen FDJ (er hatte die Mitgliedsnummer 7!). Wolfgang hat in West-Berlin als Spitzel an einer Versammlung teilgenommen, bei der Ian Thomas sprach. Dabei ist er zu Christus bekehrt worden.

Der grosse Vorteil meiner Zusammenarbeit mit Ian Thomas und Dwight Wadsworth bestand darin, dass beide ein Auto hatten und wir so auch abgelegene Landschulheime besuchen konnten. (Wenn ich allein reiste, reiste ich mit der Bahn.)

Von den zahlreichen Gesprächen mit Ian Thomas während der Autofahrten ist mir ein Satz besonders in Erinnerung geblieben: «Arnold, halte deine Hände nicht zu nahe ans Steuerrad – sonst weiss man nicht, wer fährt, Gott oder du.»

Dieser Satz erinnerte mich an die Mahnung von Bruder Dietrich in Marburg: «... lass mich so, still und froh, *Deine* Strahlen fassen und *Dich* wirken lassen» und an das Wort meines Lehrers in Aix-en-Provence, Donald Grey Barnhouse, der als Widmung in seine Bücher und in Gästebücher jeweils den Satz schrieb: «Nicht das ist wichtig, was wir für Gott tun, sondern das, was wir Gott durch uns tun lassen.»

Kontakt zur ISCF

Neben dem Kontakt zu den Fackelträgern war für mich ein zweiter Kontakt fast noch wichtiger, nämlich der Kontakt zur englischen «Interschool Christian Fellowship» (ISCF), dem Schülerzweig der «InterVarsity Christian Fellowship» (IVCF). Diese Verbindung zwischen Schülerarbeit und Studentenarbeit erschien mir ideal. Und so habe ich die «Schülermission in Deutschland» entsprechend dem englischen Vorbild als unabhängige, aber mit der «Studentenmission in Deutschland» eng verbundene Arbeit aufgebaut.

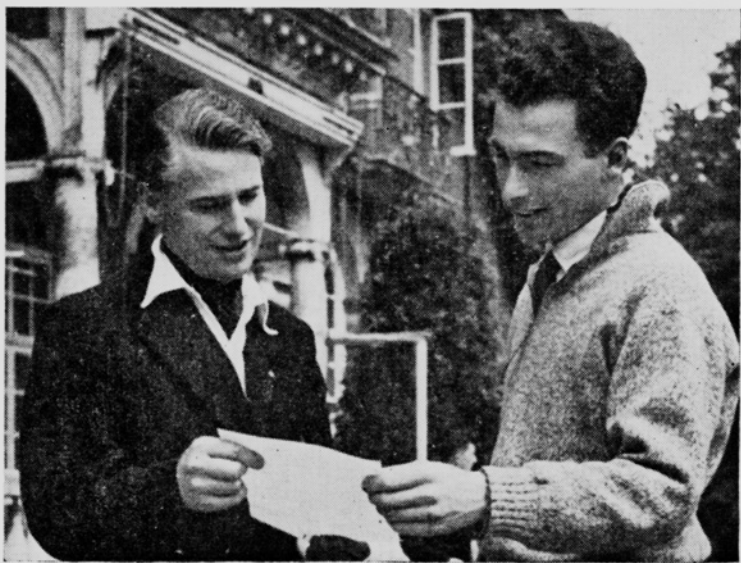
Um die ISCF näher kennen zu lernen, verbrachte ich einige Zeit in England. Dort nahm ich an Schülereinsätzen und an einem grossen Schülerferienlager teil. Wichtig war mir vor allem das Gespräch mit Branse Burbridge DSO, DFC, einem der Hauptverantwortlichen der ISCF, der für meine «Betreuung» zuständig war. Dass mir die Buchstaben hinter dem Namen von Ian Thomas «DSO, TD» und von Branse Burbridge «DSO, DFC» bis heute in Erinnerung geblieben sind, hat einen besonderen Grund. Es handelt sich bei diesen Buchstaben um die höchsten englischen Tapferkeitsauszeichnungen «Distinguished Service Order» (DSO), «Territorial Decoration» (TD), «Distinguished Flying Cross» (DFC). Nach englischer Sitte können die so Ausgezeichneten diese Buchstaben lebenslang hinter ihrem Namen tragen (und somit uns Deutsche daran erinnern, dass wir mit unseren ehemaligen Kriegsgegnern jetzt in christlicher Freundschaft verbunden sind!).

Über seine Kriegseinsätze wollte Branse Burbridge nicht gerne reden. Aber auf meine bohrenden Fragen hin erzählte er mir dann doch, dass er eine «Lightning» geflogen habe – ein elegantes doppelrumpfiges englisches Aufklärungsflugzeug, das wir als Flakhelfer bewundert haben. Und dann stellte ich fest, dass Branse 1944 mehrfach auch über Ludwigshafen–Mannheim geflogen ist. Es ist also gut möglich, dass ich damals seine Lightning in meinem Flakfernrohr beobachtet habe!

Branse war nicht nur ein Experte in der Luft, sondern auch auf dem Wasser. Er war ein guter Segler und

Distinguished Visitor—a number of camps had visits by friends from overseas : here Mr. Branse Burbridge is seen with Herr Arnold Bittlinger, of the German 'Schulermission'.

(Copyright, Photoreportage, London)



Branse Burbridge und Arnold Bittlinger

hat mich eingeladen, mit ihm zusammen einen Segelnachmittag auf dem «Solent» (Meeresarm zwischen der «Isle of White» und dem englischen Festland) zu verbringen – ein für mich einmaliges unvergessliches Erlebnis.



Im Schülerferienlager der ISCF; Arnold oben rechts

Noch eine ganz andersartige Erinnerung an das englische Schülerferienlager: Es war ein Lager für 10- bis 12-jährige Knaben. Ich musste dringend auf die Toilette. Das oben offene, aus rohen Brettern gezimmerte Lager-Klo war jedoch besetzt. Ich wartete eine Weile, dann fragte ich den im Klo Sitzenden, wie lange er noch sitzen wolle. Eine helle Knabenstimme ertönte aus dem Bretterhäuschen: «No paper, Sir!» Offensichtlich wagte der Knabe nicht, unabgeputzt aus dem Klo zu kom-

men, und so blieb er einfach sitzen. Schnell holte ich das fehlende «Paper», das in einem Nachbarsschuppen lagerte, und warf es über die Klo-Tür. Darauf ertönte ein «Thank you, Sir» und kurz darauf öffnete sich die Klotür und ein etwa 10-jähriger Knabe trollte zufrieden davon.



Mitarbeiter der ISCF; Arnold oben Mitte (in hellem Pulli)

Doch nun zurück nach Deutschland. Nach meiner Rückkehr aus England war ich weiterhin unermüdlich im Einsatz. Und so konnte man im Februar 1955 im Rundbrief der SMD lesen:

Schülermission:

Es ist schon seit langem kein Geheimnis mehr, daß sich die Schülermission der SMD stark ausgeweitet hat und daß große Möglichkeiten zum missionarischen Dienst vor uns liegen. Arnold Bittlinger, der bisher als einziger vollzeitlicher Mitarbeiter versucht, die Arbeit zu bewältigen, hält bereits sehnlichst Ausschau nach weiteren Mitarbeitern. Er selbst wurde gebeten, sich für den Dienst in der Schülermission für weitere drei Jahre von seiner Landeskirche beurlauben zu lassen.

Für die ausgeschriebenen Ferienlager haben sich genügend Schülerinnen und Schüler angemeldet, so dass wir diese Lager durchführen konnten. Der Kontakt zu den TeilnehmerInnen an diesen Lagern wurde zu einer wesentlichen Voraussetzung für Schulbesuche und weitere Ferienlager. Ein Ferienlager ist mir besonders in Erinnerung geblieben und zwar ein Skilager auf der Reiteralpe bei Bad Reichenhall, das wir vom 4. bis 18. April 1955 durchgeführt haben. Für dieses Lager bestand ein ausserordentlich grosses Interesse, so dass wir eine Warteliste führen mussten. Der Aufstieg auf die Reiteralpe (es gab keinen Lift) durch den hohen Schnee war äusserst mühsam. Als Skilehrer hatten wir den Sportlehrer Rudolf Böttcher, den Mann von Ilses Freundin Lore aus Mannheim gewonnen – ein hervorragender Ausbildner.



*Auf der
Reiteralpe
mit Dwight
(ganz links)
und Arnold
(Mitte)*



Reiteralpe mit Blick auf die Venediger-Gruppe

Die «geistliche» Betreuung in der Skihütte haben Dwight Wadsworth und ich übernommen. Da die Ski-bindungen damals noch recht primitiv waren (meine geliehenen Skier habe ich mit Lederriemen an meinen Schuhen festgebunden) gab es zahlreiche Unfälle mit Knöchelbrüchen. Die Verunfallten wurden am Ende des Skilagers in geschlossenen Gleitschlitten abgeseilt. Unter ihnen war auch Dwight. Er sagte zu den Abseilern: «Kann ich eine Hand freibekommen, damit ich meine Bibelverse lernen kann.» (Dwight hatte einen Pack kleiner Kärtchen mit Bibelversen zum Auswendiglernen, ein System, das von den amerikanischen «Navigators» entwickelt worden war, die sich während des Krieges auf ihren Kriegsschiffen langweilten und sich die Zeit mit Auswendiglernen von Bibelversen verkürzten.)

In dem Masse, wie sich die Schülermission weiterentwickelte, haben wir neben zahlreichen nebenamtlichen MitarbeiterInnen auch einige «Hauptamtliche» berufen – unter ihnen Ilse Daiber, Gertrud Tabler und die Amerikanerin Evelyn Peters. Nebenamtliche Mitarbeiter waren u.a. Gisela Steinle, Elfriede Link, Wolfgang Schröder, Willi Krakehl und Winfried Frech.

Als «Zentralstelle» für die «Schülermission in Deutschland» und für die zahlreichen Gäste, die uns besuchten und manchmal auch bei uns übernachten wollten, war unsere Dachwohnung in Speyer viel zu klein. Und so haben wir Ausschau nach einer grösseren Wohnung gehalten. Und wieder wurden wir fündig. In Neuhofen bei Ludwigshafen am Rhein war seit einigen Jahren Eugen Hermann als Gemeindepfarrer tätig. Ich habe Eugen Hermann 1944 als Luftwaffenhelfer kennengelernt. Er war damals als «Hauptmann Hermann» Experte für Panzerabwehr und machte uns mit den verschiedenen Panzerabwehrmethoden – unter anderem auch mit der gerade erfundenen «Panzerfaust» – vertraut.

Als Pfarrer von Neuhofen hat er in seiner Filiale «Waldsee» nicht nur eine sehr schöne Kirche gebaut, sondern auch ein dazugehöriges Pfarrhaus – in der Hoffnung, dass dort einmal ein Pfarrer einziehen würde. Dies war jedoch 1954 in einer Zeit grossen Pfarrermangels eine Illusion. Und so stand das fast fertig gebaute Haus leer und wir konnten einziehen. Ich sagte «fast» fertig gebaute. So waren z.B. die Kellertreppe und die dazugehörigen Seitenwände noch im Roh-

zustand – unverputzt und nicht ganz ungefährlich. Immer wieder habe ich der Baufirma geschrieben und telefoniert und sie gebeten, den Kellertreppenbereich, der vom Vestibül aus direkt in die Tiefe führte, fertigzustellen. Vergeblich. Schliesslich kam mir eine Idee. Ich habe neben der Kellertreppe – gut sichtbar für alle, die unser Haus betraten – in grosser Schrift ein Schild angebracht mit folgendem Text:

Den hässlichen Zustand unserer Kellertreppe verdanken wir der Schlamperei der Firma N., die trotz häufiger Mahnung nicht bereit ist, die von ihr begonnenen Bauarbeiten fertigzustellen.

Ich habe der Firma N. diesen Text geschickt, mit dem Hinweis, dass unsere zahlreichen Besucher dieses Schild jeweils mit Interesse lesen.

Zwei Tage nachdem ich den Brief abgeschickt hatte, erschien ein Maurergeselle der Firma N. Amüsiert betrachtete er das Schild und fragte, ob er es als Erinnerung behalten dürfe, was wir natürlich gern erlaubten. Und dann hat er zügig den «hässlichen Zustand» beseitigt.

In Waldsee besuchte uns auch einmal ein Teppichhändler, der behauptete, dass er gerade von einer Teppichmesse zurückkomme und die wenigen Teppiche, die er noch nicht verkauft habe, zu einem äusserst günstigen Preis abgeben könne. Daraufhin breitete er einen grossen Teppich in unserem Wohnzimmer aus. Der Tep-

pich hatte ein schönes Muster und kräftig leuchtende Farben. Um zu beweisen, dass es sich um einen echten Woll-Teppich handelt, zog er einen Faden aus dem Teppich, entzündete ihn mit einem Streichholz und liess uns den typischen Geruch von verbrannter Wolle riechen. Schnell hatte der Teppichhändler herausgefunden, dass wir keine Ahnung von Teppichen hatten, und so konnte er uns weismachen, dass es ein besonders «leichter» Teppich sei (er sagte: «echte Wolle ist sehr leicht!») und dass er deshalb gut zu verlegen sei. Und so transportierten wir den Teppich in mein Studierzimmer – wodurch der kahle Boden plötzlich prachtvoll aussah. Als Preis nannte der Verkäufer 200 Mark. So viel Geld hatten wir nicht. Er meinte, dass wir den Teppich mit 100 Mark anzahlen könnten. Den Rest könnten wir dann in einem Jahr bei seinem nächsten Messebesuch bezahlen. Wir hatten jedoch auch keine 100 Mark, sondern auf meinem Postcheckkonto in Ludwigshafen waren nur noch 80 Mark. Der Verkäufer meinte, dass er ausnahmsweise bereit sei, uns den Teppich für eine Anzahlung von 80 Mark zu überlassen. Und dann fuhr er mich in seinem kleinen Lieferwagen zum Postcheckamt nach Ludwigshafen. Dort leerte ich mein Konto und übergab ihm die 80 Mark. Dann fuhr er mich die wenigen Kilometer nach Waldsee zurück und verschwand – auf Nimmerwiedersehen.

Ilse war unterdessen misstrauisch geworden. Sie hat sich den Teppich noch einmal genau angeschaut und einen Faden herausgezogen. Er liess sich spielend leicht herausziehen. Angezündet brannte er wie Zunder, ohne

den geringsten Geruch zu hinterlassen. Ilse verglich dann den Faden des «neuen» Teppichs mit dem vom Teppichhändler herausgezogenen angebrannten Wollfaden und stellte fest, dass der Ganove den Faden aus unserem alten Teppich, auf dem er seinen Teppich zunächst ausgebreitet hatte, herausgerissen und angezündet hatte.

Wir haben sofort die Polizei verständigt, aber der Teppichhändler war bereits über alle Berge und nicht mehr auffindbar. Wenig später habe ich denselben Teppich in einem Kaufhaus gesehen. Er kostete 40 Mark. Die leuchtenden Farben des neuen Teppichs sind recht schnell verblasst und der Teppich sah bald so schäbig aus, dass ich ihn aus meinem Arbeitszimmer verbannt habe.

Diesen Teppichkauf könnte ich als ein «Lehrgeld»-Erlebnis schmunzelnd ad acta legen, wenn der Ganove nicht ein Zigeuner gewesen wäre. Vorher waren mir nämlich die Zigeuner recht sympathisch, vor allem wegen ihres Geigenspiels. Eine meiner beiden Geigen (die ich im Teil 1 meiner Erinnerungen erwähne) war eine «Zigeuner-Geige» (nicht die «Steiner»-Geige, sondern die andere), die mein Vater einem Zigeuner abgekauft hatte. Ich finde es schade, dass meine Sympathie für diese so unangepasst lebenden Zigeuner («lustig ist das Zigeunerleben») durch das Teppich-Erlebnis ein wenig getrübt worden ist. Bis heute denke ich – jetzt eher schmunzelnd – an dieses Erlebnis, wenn ich Zigeuner sehe.

Und wie ging es mit der Schülermission weiter?

Wir haben weiterhin Schulbesuche durchgeführt, Ferienlager veranstaltet und «Nachrichten» für unseren Freundeskreis herausgegeben.



Schulbesuch mit Gisela Steinle (3. v. rechts) und Arnold (ganz rechts)

Wir haben ein Leitungsteam gebildet, in dem wir die weiteren Einsätze planen.

Vom 30. Dezember 1954 bis zum 4. Januar 1955 haben wir in der Heimstätte der Pfarrer-Gebetsbruderschaft (PGB) in Grossalmerode eine Mitarbeiter-Schulung durchgeführt, bei der Erich Schnepel (mit dem ich damals herzlich verbunden war) Bibelarbeiten über den Kolosserbrief gehalten hat.



Einige MitarbeiterInnen des Leitungsteams: von links: Ilse Daiber, Gisela Steinle, Ilse Bittlinger, Wilfried Fuchs; auf dem Foto rechts: Evelyn Peters (Arnold hat fotografiert)

Wichtig war mir auch der Kontakt zu den Leiterinnen und Leitern anderer Jugendverbände, so z.B. zu Käthe Kreling (später Käthe Brandt) in Bad Salzuflen, der Leiterin der Mädchenbibelkreise (MBK) und zu Erich Stange in Kassel, dem Generalsekretär des (damals noch rein «männlichen») CVJM.

Käthe Kreling habe ich ein wenig provoziert, indem ich die Arbeit des MBK zwar lobte, aber kritisch anmerkte, dass im MBK die Schülerinnen nur bis unmittelbar *vor* eine Entscheidung für Christus geführt würden, während es für die Schülermission wichtig sei, dass sich die Schülerinnen und Schüler tatsächlich bekehren!

Erich Stange war zunächst skeptisch, weil die SMD nach seiner Meinung evangelikal-fundamentalistisch und hauptsächlich freikirchlich geprägt sei (was ja auch bis zu einem gewissen Grade stimmte). Als ich ihm jedoch sagte, dass ich vor allem mit Wilhelm Busch und

mit Erich Schnepel verbunden sei, meinte er erleichtert: «Ja, dann ist das etwas völlig anderes!»

Meine Tätigkeit in der Schülermission und meine Mitgliedschaft im Bruderrat der SMD war natürlich der «Evangelischen Studentengemeinde» (ESG) und ihrer aus der «Christlichen Studentenvereinigung» (CSV) hervorgegangenen «Evangelischen Akademikerschaft» (EAiD) nicht verborgen geblieben. Und so hat mich der EAiD-Vorstand des Landesverbands Pfalz-Saar eingeladen, bei einer seiner Sitzungen auf dem Diemerstein bei Kaiserslautern über meine Arbeit zu berichten. Ich habe frei von der Leber weg über den missionarischen Auftrag der SMD und der Schülermission geredet. Der Vorstandsvorsitzende Pfarrer Karl Hust war von meinem Erzählen so angetan (er meinte: «genau das ist auch unser Anliegen»), dass er vorschlug, mich als Mitglied in den Vorstand des Landesverbandes Pfalz-Saar der EAiD aufzunehmen, was dann auch einstimmig beschlossen wurde. Später wurde ich dann auch in den gesamtdeutschen Vorstand der EAiD gewählt. Dabei stellte der Vorsitzende der gesamtdeutschen EAiD Horst Bannach (der während meiner Studienzeit Generalsekretär der ESG war!) erstaunt fest, dass ich gar kein Mitglied der EAiD bin. Da ich gerne weiterhin bei der EAiD mitarbeiten wollte, bin ich natürlich Mitglied geworden. Als ich dem Bruderrat der SMD mitteilte, dass ich jetzt auch zum Vorstand der EAiD gehöre, herrschte Verblüffung und Ratlosigkeit. Einerseits gehörte die EAiD zu der zur SMD in Konkurrenz stehenden ESG,

andererseits war die EAiD aus der CSV hervorgegangen, die in ihren Zielen zum Teil der SMD näherstand als der ESG. Einige ihrer ehemaligen hauptamtlichen Mitarbeiter (zum Beispiel Karl Heim und Gertrud Wasserzug-Traeder) fühlten sich der SMD mehr verbunden als der ESG. So schrieb uns zum Beispiel Karl Heim, ehemaliger Reisesekretär der CSV nach der Gründung der SMD: «Ich habe mich herzlich über diese Bewegung gefreut, die jetzt wieder neu erwacht ist und das Ziel hat, unter den deutschen Studenten mit allem Ernst Mission zu treiben.»

Als ich in England bei einer Konferenz der IVCF (englisches Pendant zur SMD) einmal diese Doppelmitgliedschaft erwähnte (für englische Ohren war dies eine Mitgliedschaft sowohl in der IVCF als auch im SCM = Student Christian Movement = Pendant zur ESG) meinte einer der IVCF-Verantwortlichen: «You must have many ›gifts and graces› (Titel meines unterdessen in England erschienenen Buches!), dass Sie diese beiden so konträren Bewegungen in sich vereinen können!»

In Deutschland habe ich gern in beiden Vorständen mitgearbeitet. Als Mitglied des EAiD-Vorstands habe ich u. a. die Gründung des «Radius-Verlags» mitbeschlossen. Einen besonders guten Kontakt hatte ich zu Herrn Becker, dem Schatzmeister der EAiD. Er kam später oft mit seiner Familie zu unseren Tagungen ins Nidelbad.

Im Bruderrat des SMD habe ich u. a. Prof. Hans Rohrbach, den ich von Mainz her gut kannte, als Vorsitzenden vorgeschlagen (vorher gab es keinen «Präsi-

ten»). Dieser Vorschlag wurde nach einigen Überlegungen einmütig angenommen.

Während Hans Rohrbach Präsident der SMD war, war sein Neffe Heiko Rohrbach (ein Studienfreund meiner Schwester Erika) zum Generalsekretär der ESG avanciert. Onkel und Neffe, die sich menschlich gut verstanden, haben das Kriegsbeil zwischen SMD und ESG begraben. Hans Rohrbach schreibt dazu: «Die SMD war nicht mehr wegzudiskutieren und so einigte man sich auf gegenseitige Anerkennung und Duldung. Als mein Neffe, Pfarrer Heiko Rohrbach, Generalsekretär der ESG und ich Vorsitzender der SMD waren, wurde eine Art «Burgfrieden» geschlossen, eine Vereinbarung, in der jeder der beiden Institutionen ihre Eigenart und Arbeitsweise belies und gegenseitige Beeinflussung ausschloss.» (Porta 25, Seite 19f)

Mit Hans und Heiko Rohrbach habe ich mich sehr gut verstanden. Heiko habe ich nicht nur als Freund von Erika in meinem Elternhaus in Edenkoben kennen gelernt, sondern auch bei ökumenischen Veranstaltungen in Genf oder sonstwo in der Welt getroffen.

Hans Rohrbach habe ich gelegentlich zu Vorträgen eingeladen und er hat mich manchmal als Referent zu SMD-Veranstaltungen eingeladen, so z. B. während der Fastnachtszeit zu einer Studenten-Mitarbeiter-Tagung in der Universität Mainz. Während wir in einem der Seminarräume tagten, fand in der Aula der Universität ein Maskenball statt. Da ich mit einem der Verantwortlichen des Maskenballs gut bekannt war und ich noch nie auf einem Maskenball war, hat mich der Hafer

gestochen und ich habe meinen Bekannten gefragt, ob er es bewerkstelligen könne, mich irgendwie in diesen Ball einzuschleusen. Er konnte! Er hat mir einen Job als Würstchenverkäufer vermittelt und so bin ich nach der SMD-Veranstaltung nicht ins Bett sondern in die Aula gegangen und habe die Nacht hindurch in einer Ecke des Ballsaales heisse Würstchen verkauft und mich dabei sauwohl gefühlt.

Mir ist zum ersten Mal ein wenig aufgedämmert, warum sich Jesus bei den «Zöllnern und Sündern» wohler gefühlt hat als bei den Pharisäern und Schriftgelehrten. Mit meinem Würstchentopf, der reichlich frequentiert wurde, gehörte ich ganz zu dieser mir völlig fremden Welt. Obwohl es damals (noch *vor* der Sexwelle!) im Vergleich zu heute noch recht gesittet zuging, war die Atmosphäre doch viel freizügiger und gelockerter als in manchen «frommen» Kreisen. Ich begann zu ahnen, dass es ein «grösseres» Christentum gibt!

In Erinnerung geblieben ist mir eine schlanke Studentin in einem schwarzen, eng anliegenden Hosenanzug, auf dessen Rücken eine silberne Spinne angebracht war, die den ganzen Rücken bedeckte. (Ich nannte sie deshalb in Gedanken «die Spinne».) Die «Spinne» war nicht nur besonders hübsch, sondern sie war auch eine hervorragende Tänzerin. Zusammen mit ihrem ebenfalls schwarz gekleideten Partner war sie eindeutig der Star unter den Tanzenden und Hopsenden. Einmal tanzten die beiden auch auf meinem Würstchenstand zu. Der Partner schaute in meinen Würstchentopf und sagte: «Heisse Würstle? Nee – do

werre mer jo widder nüchtern!», und dann tanzten sie weiter.

Obwohl ich erst gegen vier Uhr morgens in mein Quartier zurückkam und nach drei Stunden Schlaf wieder fit sein musste, habe ich meine Bibeltexte so kraftvoll (und so wenig gesetzlich!) ausgelegt, dass Hans Rohrbach darüber sehr erstaunt war und sich bei mir persönlich bedankte («Ihre Bibelauslegung hat mir sehr geholfen!») und mir ein Buch schenkte, das ihm ebenfalls «sehr geholfen» habe. Es war das Buch von John A. Redhead «Letting God help you» – eine Anleitung zu einer «christlichen» Form des autogenen Trainings, eine Methode, die ich bis heute gelegentlich anwende.

Unsere finanzielle Lage war unterdessen prekär geworden. Wir waren unter den hauptamtlichen Mitarbeitenden der SMD die einzige Familie und erhielten monatlich 180 Mark Gehalt und 220 Mark «Reisespesen» – also insgesamt 400 Mark. Mehr konnte die SMD damals nicht zahlen (die ledigen MitarbeiterInnen konnten sich auch nicht vorstellen, dass eine Familie mehr braucht). Obwohl wir recht bescheiden lebten und Ilse Schwester Lilo, die mit einem mennonitischen Bauern in der Westpfalz verheiratet war, uns gelegentlich mit Lebensmitteln unterstützte, war es uns nicht möglich, die monatliche Miete von 80 Mark aufzubringen. (Heiner Krohn, der als Nachfolger von Pfr. Hermann Pfarrer in Neuhofen war, hat uns die Mietzahlungen grosszügig gestundet.) Da wir nicht auf unsere zahlreichen Gäste – hauptsächlich MitarbeiterInnen

der Schülermission – verzichten konnten und wollten und ausserdem unser zweites Kind unterwegs war, entschlossen wir uns schweren Herzens, ab 1. Januar 1956 in den kirchlichen Dienst zurückzukehren. Die deutschlandweiten Kontakte zu LehrerInnen und SchülerInnen waren unterdessen soweit gefestigt, dass wir den weiteren Aufbau der Schülermission getrost unseren MitarbeiterInnen überlassen konnten. Und so wurde ich ab Januar 1956 Pfarrer in Ludwigshafen am Rhein.

Der Kontakt zur SMD und zur Schülerarbeit war damit jedoch keineswegs abgebrochen. Ich war weiterhin Mitglied des Bruderrats der SMD und einige Jahre später fragte mich der Bruderrat (bei einer Sitzung in Wuppertal), ob ich bereit sei, erneut die Leitung der Schülermission zu übernehmen. Der Fabrikant Kleese meinte, dass er damals nicht verstanden hätte, dass wir mit unserem Gehalt nicht auskommen («ich zahle meinen Arbeitern auch nicht mehr»). Unterdessen hätte er seine Meinung geändert und sie wären bereit, das Gehalt zu zahlen, das ich und meine Familie brauchte.

Die erneute Anfrage des Bruderrats hat mich bewegt, aber unterdessen hatte ich mit Hilfe von Dwight Wadsworth zusammen mit meinem Freund Hermann Risch (den ich mit Erfolg gebeten hatte, sich auf die frei werdende Nachbarpfarrstelle zu melden) in Ludwigshafen-Süd eine grosse und lebendige Schülerarbeit aufgebaut, die ich nicht verlassen konnte. (Ich hatte auch eine «Evang. Schülerakademie» gegründet, bei der Prof. Hans Rohrbach, der Vorsitzende der SMD, am 3. April 1957 den Eröffnungsvortrag hielt.)

Als Mitbegründer der «Theologischen Arbeitsgemeinschaft» (T.A.G.) der SMD habe ich Ende der 50er-Jahre die T.A.G. zu einer Arbeitstagung ins Martin Bucer-Haus nach Bad Dürkheim eingeladen und anschliessend als erstes Heft einer T.A.G.-Schriftenreihe eine gründliche Auslegung des «Vaterunser» durch den Heidelberger Dozenten Rolf Knierim veröffentlicht.

Nachdem ich 1962 in den USA dem charismatischen Aufbruch begegnet war und erste Arbeiten zum Thema «Charismatische Erneuerung» veröffentlicht hatte, wurde ich 1963 vom damaligen Generalsekretär der SMD Hans-Heinz Damm eingeladen, bei einer Mitarbeiterkonferenz in Marburg und bei einer Mitarbeitertagung in Siegen über den charismatischen Aufbruch zu berichten. Das Echo auf diese Berichterstattung war ähnlich wie das Echo auf die Rede des Apostels Paulus auf dem Areopag in Athen (Apg. 17, 32–34): die einen waren skeptisch, die anderen wollten sich weiter mit der Thematik befassen und einige wurden überzeugt.

Da der Nachfolger von Hans-Heinz Damm weniger an der Charismatischen Erneuerung interessiert war als sein Vorgänger, bedeuteten diese beiden Tagungen das Ende meiner «offiziellen» Mitarbeit in der SMD.

Nach meiner Übersiedlung in die Schweiz habe ich dann gelegentlich bei Tagungen der «Vereinigten Bibelgruppen» (VBG), die für die Charismatische Erneuerung aufgeschlossen waren, als Referent oder Teilnehmer mitgewirkt und unter anderem der VBG eine dem Nidelbad gehörende Wohnung in Zürich als Studentinnen-WG vermittelt.

Wenn ich heute, nach mehr als 50 Jahren, auf meine SMD-Zeit zurückblicke, frage ich mich, was ist geblieben?

Spontan kommen mir die Mitarbeiter-Konferenzen in Marburg in den Sinn, bei denen der grosse Saal in der Reitgasse voller entschiedener Christen war, die kraftvoll vierstimmig gesungen haben – zum Beispiel die Anbetungshymne «All hail the power of Jesus' name»:

EDWARD PERRONNET JAMES ELLOR

1. All hail the power of Je - sus' name! Let an - gels pros - trate
 2. Ye cho - sen seed of Is - rael's race; Ye ran - somed from the
 3. Sin - ners, whose love can ne'er for - get The worm - wood and the
 4. Let ev - ery kin - dred, ev - ery tribe, On this ter - res - trial
 5. O that with yon - der sa - cred throng We at His feet may

fall, Let an - gels pros - trate fall; Bring forth the roy - al
 fall, Ye ran - somed from the fall; Hail Him who saves you
 gall, The worm - wood and the gall; Go, spread your tro - phies
 ball, On this ter - res - trial ball, To Him all maj - es -
 fall, We at His feet may fall! We'll join the ev - er -

di - a - dem, And crown Him, crown Him, crown Him, crown Him,
 by His grace, And crown Him, crown Him, crown Him, crown Him,
 at His feet, And crown Him, crown Him, crown Him, crown Him,
 ty as - crite, And crown Him, crown Him, crown Him, crown Him,
 last - ing song, And crown Him, crown Him, crown Him, crown Him,

crown Him, crown Him, crown Him, And crown Him Lord of all. A - MEN.

Him.

Gerne erinnere ich mich auch an einige Referenten bei diesen Konferenzen, zum Beispiel an René Pache, der auf meinen Vorschlag hin eingeladen worden war und an Joseph Chambon, den grossen Kenner des schottischen Puritanismus und des französischen Protestantismus. Auch der manchmal etwas zerstreute Tübinger Neutestamentler Otto Michel war einer unserer Gastredner. Nach seinem Auftritt in der Reitgasse wollte ich ihm in den Mantel helfen. Da ich nicht wusste, welcher Michels Mantel in der übervollen Garderobe war, wählte ich den schäbigsten Mantel aus und hielt ihn dem Professor an den Rücken. Michel schaute den Mantel und dann mich an und fragte erstaunt: «Woher wissen Sie?» Ich habe diese Frage nicht beantwortet, sondern ihm lächelnd in diesen Mantel geholfen. Er hat dann seinen Hut – versehentlich quer – aufgesetzt und ist davongetrottet.

Was mir vor allem geblieben ist, sind die von der englischen InterVarsity Christian Fellowship (IVCF) herausgegebenen gründlichen biblisch-theologischen Bücher, die ich seit meiner Studienzeit mit Gewinn regelmässig konsultiere. So habe ich soeben – im Juni 2010 – eine dreijährige Vers für Vers-Durcharbeitung der gesamten Bibel (diesmal war es die französische Bibel von Louis Segond) vollendet. Diese Bibellektüre war angeregt und begleitet von dem von der IVCF vor 60 Jahren herausgegebenen Bible Study Course «Search the Scriptures».

Als Pfarrer in Ludwigshafen am Rhein

Am 1. Januar 1956 trat ich meinen Dienst als Pfarrer der zweiten Pfarrstelle der Gemeinde Ludwigshafen I (später «Ludwigshafen-Mitte») an. Meinen ersten Gottesdienst in der Melanchthon-Kirche habe ich jedoch schon am 31. Dezember 1955 zusammen mit Pfarrer Otto Waffenschmitt, dem Inhaber der ersten Pfarrstelle von Ludwigshafen I gehalten.

In den Predigten, die ich in der Melanchthon-Kirche und in den Bibelabenden, die ich im Lutherheim gehalten habe, legte ich fortlaufend das Lukasevangelium aus, zu dem ich bis heute eine besondere Beziehung, ja, ein geradezu freundschaftliches Verhältnis habe.

Schon bald merkte ich, dass für die Glieder meines Gemeindebezirks, der mehr als siebentausend Evangelische umfasste, der Weg in die Melanchthon-Kirche und ins Lutherheim recht weit war. Ich hielt deshalb Ausschau nach einem näher gelegenen Raum – und wurde fündig. Der Oberstudiendirektor der Mädchenoberrealschule in der Mundenheimerstrasse gestattete mir, dass ich in einem Klassenzimmer Bibelabende halten durfte. Und so sassen die BesucherInnen in den Klappstühlen hinter den Schülerinnen-Pulten, wäh-

rend ich mit der Auslegung des Lukasevangeliums fortfuhr.

Da ich mir jedoch nicht nur bessere Sitzgelegenheiten für die Bibelabende, sondern auch einen geeigneten Raum für Gottesdienste wünschte, begab ich mich erneut auf die Suche und wieder wurde ich fündig. Mehrmals bin ich am ideal gelegenen Finanzamt vorbei geschlichen, bevor ich es wagte, den Direktor aufzusuchen und ihm mein ungewöhnliches Anliegen vorzutragen. Zu meiner grossen Überraschung hörte sich der Direktor, der ebenso wie der Direktor der Mädchenoberrealschule der Kirche wohl gewogen war, mein Anliegen an und sagte «Ja!». Und so sassen wir Woche für Woche im vornehmen Sitzungssaal des Finanzamtes auf bequemen Stühlen und studierten weiterhin das Lukasevangelium. Für die Sonntagsgottesdienste (in denen ich ebenfalls das Lukasevangelium weiter auslegte) wurde jeweils das Foyer des Finanzamtes bestuhlt. Und so wuchs – zusammen mit der Planung und dem Bau der Lukas-Kirche – eine vom Lukas-evangelium genährte Gemeinde im Finanzamt heran, solange bis Gottesdienste und Bibelabende eine endgültige Bleibe in den Räumen der Lukas-Kirche fanden.

Für den Bau der Lukas-Kirche hatte die Gemeinde ein geeignetes Grundstück erworben, in der Nähe des Pfarrhauses in der Arnulfstrasse, in dem wir wohnten. Der Bau konnte jedoch nicht begonnen werden, weil mitten auf dem Grundstück ein kleines, bewohntes Einfamilienhaus stand. Der Presbyter Heilbrunn wurde be-

auftragt, mit der Familie, der das Haus gehörte, über deren Auszug zu verhandeln. Er zögerte jedoch diese Verhandlungen immer wieder hinaus mit dem Argument, dass man «nichts überstürzen» dürfe, sondern «den geeigneten Zeitpunkt abwarten» müsse für eine solche Verhandlung. Da mir daran lag, dass mit dem Kirchenbau möglichst bald begonnen würde, nahm ich die Sache – ohne Legitimation durch das Presbyterium – selber in die Hand. Ich besuchte die Besitzer des Häuschens. Sie nahmen mich freundlich auf und meinten, dass sie schon lange darauf gewartet hätten, dass die Kirche sich rührt. Sie erklärten sich bereit, aus dem Häuschen auszuziehen, unter der Bedingung, dass ihnen eine Ersatzwohnung zur Verfügung gestellt würde. Das Presbyterium – das mich zwar wegen meines eigenmächtigen Vorgehens tadelte, aber dann doch froh war, dass es voranging – stimmte der Bedingung zu, und so wurde in dem zu erstellenden Abschlussbau der Häuserreihe neben dem Kirchenbauplatz eine Wohnung für die Hausbesitzer eingeplant, und das Häuslein konnte nach dem Umzug der ehemaligen Besitzer abgebrochen werden. (Ich sehe den Abbruch, der sehr schnell vor sich ging, noch heute deutlich vor mir.)

Die Kirche war geplant, die Vorarbeiten waren eingeleitet, aber die zu bauende Kirche hatte noch keinen Namen. Eine Presbytersitzung wurde angesetzt zur Namensfindung. Drei Vorschläge standen im Raum. Ein Vorschlag war «Heilig Geist»-Kirche, ein zweiter «Paul Gerhard»-Kirche – und ich schlug natürlich «Lukas»-Kirche vor. Es folgte eine lebhafteste Debatte mit guten

Argumenten für die einzelnen Namen. «Heilig Geist»-Kirche wurde schliesslich abgelehnt, weil es in Ludwigshafen bereits eine katholische Kirche mit diesem Namen gab.

Bei «Paul Gerhard» war es schwieriger, da auch ich die Lieder Paul Gerhards sehr liebe und gerne singe. Ich gab jedoch zu bedenken, dass Paul Gerhard, der stramme Lutheraner, sich weigerte, die Reformierten als gleichwertig anzuerkennen und lieber den Verlust seines Pfarramtes in Kauf nahm als auf die Polemik gegen die Reformierten zu verzichten. Ich meinte deshalb, dass für eine Kirchgemeinde der Pfälzischen Landeskirche, die bewusst auf dem Boden der Union steht, in der 1818 die Reformierten in der Mehrzahl waren, «Paul Gerhard» – trotz seiner wundervollen Lieder – nicht der rechte Name sei. Lukas dagegen, der als einziger biblischer Autor – wie wir – ein Heidenchrist war und dessen beide Bücher – Evangelium und Apostelgeschichte – einen ausgesprochen ökumenischen Geist atmen, ein sehr guter Name sei. Und so hat denn das Presbyterium mit grosser Mehrheit meinem Vorschlag zugestimmt und so heisst «unsere» Kirche jetzt «Lukas-Kirche».

Da ich während meiner Tätigkeit in Ludwigshafen für die Jugendarbeit in Mitte und Süd zuständig war, stimmte ich bei der Frage, welches Modell gebaut werden sollte, zusammen mit Hermann Risch dem Modell von Baurat Vogel aus Trier nur unter der Bedingung zu, dass das Jugendhaus gleichzeitig mit der Kirche gebaut würde. (Bei den anderen Modellen waren die Jugend-

räume im Untergeschoss der Kirche untergebracht. Da war es selbstverständlich, dass sie zuerst gebaut würden.) Und so hat es denn auch das Presbyterium beschlossen.

Gerne erinnere ich mich noch an die Kirchenbesichtigungsreise mit Baurat Vogel. Dabei hat mich besonders die von ihm restaurierte und als evangelische Kirche gestaltete römische Basilika in Trier beeindruckt.



Basilika Trier

Als ich einige Jahrzehnte später wieder einmal in Trier weilte und die Basilika besuchte, sah ich einen sehr alten Mann langsam und besinnlich durch den Kirchenraum schreiten und ab und zu nachdenklich schauend stehen bleiben. Dieser Mann kam mir bekannt vor – er erinnerte mich an den Baurat Vogel. Ich fragte den Ver-

käufer am Souvenir-Stand, wer der Alte sei, der soeben die Kirche verlassen habe. Er sagte: «Das war der Baurat Vogel.» Da sagte ich bewegt zum Verkäufer: «Der hat jetzt Abschied genommen von seiner Kirche!» Wenig später ist Baurat Vogel hochbetagt gestorben.

Doch zurück zur Lukas-Kirche. Als die Bildwerke in Auftrag gegeben wurden, sagte Fritz Stumpf, der die Hauptverantwortung für den Kirchenbau trug, zu mir: «Anold, halt emol e Preddicht iwer de verlorne Sohn als Aarechung fers Bild hinnerm Altar.» Da ich ohnehin bei meiner Auslegung des Lukasevangeliums bei Kapitel 15 angelangt war, habe ich diese Predigt gehalten – und seither noch oft. (Die bisher letzte Fassung



Lukas-Kirche

habe ich in meiner Schrift «Selbsterfahrung und Gotteserfahrung» veröffentlicht.)

Als ich im Oktober 1959 zum Leiter des Volksmissionarischen Amtes der Pfälzischen Landeskirche berufen wurde, hat mich mein Nachfolger Pfarrer Hans Foltz eingeladen, gelegentlich Bibelabende im Gemeindesaal der unterdessen fertiggestellten Lukas-Kirche zu halten. Da ich die Auslegung des Lukasevangeliums noch unmittelbar vor meinem Wegzug aus Ludwigshafen zu Ende führen konnte, habe ich im Gemeindesaal der Lukas-Kirche mit der Auslegung der Apostelgeschichte des Lukas begonnen. So viel zur Lukas-Kirche.

Was habe ich sonst noch in Ludwigshafen erlebt?

Neben meiner Predigt- und Bibelstunden-Tätigkeit war ein weiterer Schwerpunkt der Präparanden-, Konfirmanden- und Religions-Unterricht.

Zu den Konfirmandenlagern, die ich 1956–1959 an verschiedenen Orten durchführte (im neu erbauten Martin Bucer-Haus in Bad Dürkheim waren wir die allerersten, die eine «Freizeit» in diesem Haus durchführten), habe ich jeweils Dwight Wadsworth und seine Mitarbeiterin Rosi Berger eingeladen. Nachdem es mir gelungen war, meinen Freund Hermann Risch auf die frei gewordene Nachbarpfarrstelle zu locken, hat Hermann ebenfalls bei den Konfirmandenlagern, bei denen wir starke geistliche Aufbrüche erlebt haben, mitgewirkt. Aus diesen Konfirmandenlagern ist eine lebendige Jugendarbeit in Ludwigshafen/Rhein-Süd (so hiess unsere Kirchgemeinde unterdessen) entstanden-



Konfirmation meiner fast hundert Konfirmandinnen und Konfirmanden am 25. März 1956 (Arnold ganz rechts)

den. Bei unseren Jugendstunden haben wir mit Begeisterung die Lieder aus dem neu erschienenen Fackelträger-Liederbuch gesungen. Ich habe die Lieder jeweils auf der Gitarre begleitet. Nicht nur zu Dwight sondern auch zu Ian Thomas habe ich den Kontakt aufrecht erhalten und ihn wiederholt zu evangelistischen Einsätzen nach Ludwigshafen eingeladen, so zum Beispiel schon im Mai 1956:

*W. Ian Thomas.
E. Ian Thomas.
Ludwigshafen, Pfalz.
23/24. März. '56*

Englischer Evangelist spricht. Heute abend spricht der englische Evangelist Ian Thomas, Direktor des Internationalen Jugendzentrums Schloß Caperwray, in der Melancthonkirche (Maxstraße) in deutscher Sprache über das Thema „Der Weg zum wahren Leben“. Um 18 Uhr spricht Ian Thomas im Lutherheim zur Jugend.

«Unsere Missionarin»

Nicht nur zu den Fackelträgern, sondern auch zur SMD hatte ich weiterhin gute Kontakte. Als ich 1957 bei der Herbstkonferenz in Marburg mitarbeitete, erzählte mir eine mir bis dahin unbekannte Konferenzteilnehmerin namens Ilse Braun, dass sie sich berufen fühle, als Wycliff-Bibelübersetzerin bei den Munduruku-Indianern im brasilianischen Urwald tätig zu sein. Sie brauche jedoch eine «Heimatgemeinde», die für ihre Finanzierung aufkomme. Nachdem ich mich über die Seriosität der Wycliff-Bibelübersetzer informiert und



Ilse Braun (rechts) und Erika Bangel (links)

mit Hermann Risch und einigen kirchlichen MitarbeiterInnen gesprochen hatte, haben wir Ilse Braun eingeladen, einige Wochen in unserer Gemeinde Ludwigshafen-Süd mitzuarbeiten, um unsere Gemeindeglieder mit ihrer Person und mit ihrem Anliegen vertraut zu machen.

Nach dieser Probezeit haben wir den «Ludwigshafener-Missionskreis» gegründet und unsere Gemein-

deglieder und sonstige Interessenten ermutigt, für die Missionsarbeit unter den Munduruku zu spenden. Und siehe da, die Spendenfreudigkeit war so gross, dass wir es wagen konnten, Ilse Braun als «unsere» Missionarin in den brasilianischen Urwald auszusenden. Wir haben ausserdem den Leiter der Wycliff-Bibelübersetzer nach Ludwigshafen-Süd zu einer grossen Informationstagung eingeladen, um die Spendenfreudigen über das weltweite Wycliff-Bibelübersetzerwerk zu informieren.

Seltsame Vögel

An einem Freitagabend kam einmal ein ca. 30-jähriger Mann ins Pfarrhaus und wollte eine Taufe anmelden. Ich notierte mir seinen Namen und seine Adresse. Ich weiss es heute noch: Es war eine Wohnung in der Johann-Sebastian-Bach-Strasse. Dort sei er vor einigen Tagen eingezogen. Ich notierte mir auch den Namen seiner Frau und seines Kindes. Da ich Taufgespräche gerne in der Wohnung des Täuflings führe, vereinbarten wir einen Termin für einen Hausbesuch in der kommenden Woche. Beim Verabschieden meinte der Besucher, er habe noch ein Anliegen. Es sei ihm zwar peinlich, aber da er erst neu nach Ludwigshafen gekommen sei, wisse er nicht, an wen er sich sonst wenden könne. Er müsse morgen früh dringend einige Dinge für das Kind und die bevorstehende Tauffeier besorgen, habe jedoch vergessen, bei der Bank Geld abzuheben. Da die Bank erst

wieder am Montag geöffnet sei, wäre er dankbar, wenn ich ihm 100 Mark leihen könne. Er würde mir das Geld dann am Montag gleich wieder zurückzahlen. Da der Mann einen seriösen Eindruck auf mich machte, gab ich ihm das Geld. Ich war zwar etwas verwundert, dass er am Montag nicht kam, dachte aber, dass er mir das Geld sicherlich bei meinem Hausbesuch zurückzahlen werde. Und so begab ich mich am vereinbarten Termin in die Johann-Sebastian-Bach-Strasse, konnte jedoch an der Haustür seinen Namen nicht entdecken. Ich fragte deshalb die Nachbarn nach Herrn N. Sie meinten, dass hier in letzter Zeit niemand eingezogen und der Name ihnen unbekannt sei. Also: Wieder einmal bin ich auf einen Gauner hereingefallen. Der angebliche Täufelingsvater hatte sich am Freitag einen Strassennamen in der Nähe des Pfarrhauses gemerkt, um sicher zu sein, dass er zu meinem Pfarrbezirk gehört, und darauf sein Lügengebäude mit den erfundenen Namen aufgebaut. Natürlich war er jetzt über alle Berge und mit ihm die 100 Mark.

Ein anderer Besucher war ein «Rheinschiffer», der mit seiner Schiffermütze auf dem Kopf am Pfarrhaus klingelte. Da der Rheinhafen zu meinem Pfarrbezirk gehörte, war ich auch für das Personal der Schiffe zuständig, die im Rheinhafen vor Anker lagen. Der «Schiffer» erklärte mir glaubhaft, dass er in einer Notlage sei (ich weiss nicht mehr, worum es sich handelte) und dass er dringend 50 Mark benötigte. Da ich ihm seine mit scheinbar echten Emotionen vorgebrachte Geschich-

te glaubte, habe ich ihm das Geld gegeben. Doch dann schaute ich aus dem Fenster, um zu sehen, wohin der Besucher ging. Zu meinem Erstaunen blieb er vor dem übernächsten Haus stehen und überreichte unserem Nachbar, der aus dem Fenster des Erdgeschosses schaute, die Schiffermütze und entfernte sich mit eiligen Schritten, während der Nachbar seine Mütze wieder aufsetzte. «So ein Gauner!», dachte ich, «der Besucher hat sich also die Mütze unseres Nachbarn – ein pensionierter Rheinschiffer, der mit der Kirche nichts am Hut hatte – geliehen, um mir seine rührselige Story zu erzählen.» Sofort begab ich mich zu meinem Nachbarn, der mir lachend erzählte, dass ein Mann (dessen Name er angeblich nicht kenne), ihn gebeten habe, ihm seine Schiffermütze für einen Besuch im Pfarrhaus zu leihen. Er habe ihm die Mütze gegeben, ohne ihn zu fragen, weshalb und wozu er sie brauche. Es war jedoch offensichtlich, dass sich der ehemalige Schiffer über den gelungenen Streich des angeblich Unbekannten amüsierte.

Hauskreise und «Sonstiges»

Während meiner Ludwigshafener-Zeit hatte ich durchschnittlich jede Woche eine Beerdigung. Ich wurde jeweils mit dem Taxi abgeholt und zum Friedhof gebracht. In der schön gestalteten Friedhofskapelle hing an der Decke ein Engel von Ernst Barlach. Diesen Engel

mit dem unverwechselbaren Barlach-Gesicht sehe ich heute noch vor mir:



Barlach-Engel

Es gab auch viele Taufen, Trauungen und Konfirmandeneltern-Besuche. Bei all diesen Anlässen kam ich mit den Menschen ins Gespräch. Manche hatten kein sonderliches Interesse an der Kirche und am Gottesdienst. Ich fragte deshalb in der Regel: «Woran haben Sie denn Interesse?» Ein Studienassessor meinte: «An Literatur». Ich fragte: «Würden Sie zu einem Literaturgesprächskreis kommen?» Als er bejahte, sagte ich zu ihm: «Dann gründen wir einen Literaturkreis.» Das haben wir auch gemacht und so trafen wir uns zu monatlichen Gesprächen über Literatur. Ich erinnere mich noch an die beiden ersten Bücher, die wir besprochen haben: Ingeborg Bachmann, «Der gute Gott von Manhattan» und Max Frisch «BIN oder die Reise nach Peking».

Die Gattin eines leitenden BASF-Angestellten meinte: «Mich interessiert geselliges Beisammensein». Und so haben wir einen Gesellschaftskreis gegründet. Wir trafen uns reihum in den Wohnungen der an diesem Kreis Interessierten in Abendgarderobe zu einem nicht üppigen, aber doch festlichen Essen und zu Gesprächen. Erika Bangel, die in meinem Gemeindebezirk wohnte (und später die «Jesusbruderschaft» gründete), sorgte dafür, dass die Gespräche nicht nur dahinplätscherten, sondern auch Tiefgang bekamen.

Es gab jedoch auch Menschen, die an einem gründlichen Kennenlernen von Fragen des christlichen Glaubens und Lebens interessiert waren. Und so gründeten wir ein «Laienseminar».

Nachdem einige MitarbeiterInnen aus unserer Gemeinde an Tagungen des «Marburger-Kreises» (MK) teilgenommen hatten, gründeten wir eine «Mannschaft» (so heissen die Hauskreise des MK), die sich regelmässig im Hause Spitzner auf der «Parkinsel» traf. Auch nach unserem Umzug nach Klingenmünster sind Ilse und ich regelmässig in diese Mannschaft nach Ludwigshafen gefahren. Otto Spitzner war auch der Leiter des «Ludwigshafener Missionskreises» und hielt lebenslang den Kontakt zu Ilse Braun. Als regelmässiger Gottesdienstbesucher hat er einmal den Unterschied der Predigten von Hermann Risch und von mir so beschrieben: «Wenn de Anold preddicht, lärnt mer was, wenn der Herrmann preddicht, kriecht mer än roode Kobb.»

Und was fällt mir sonst noch ein, wenn ich an meine Zeit in Ludwigshafen denke? Zu meinen Gemeindegliedern gehörte auch der Ludwigshafener Oberbürgermeister Bockelmann, mit dem zusammen ich einmal eine eindruckliche Feierstunde auf dem Ludwigshafener Friedhof gehalten habe. Da sein Sohn Andreas zu meinen Konfirmanden gehörte, kam ich bei Konfirmandeneltern-Gesprächen auch mit Bürgermeister Bockelmann und mit seiner Frau in persönlichen Kontakt.

Andreas, der Cousin von «Udo Jürgens» (der eigentlich Udo Jürgen Bockelmann heisst) hat nach seiner Konfirmation aktiv in unseren Jugendkreisen mitgearbeitet und unter anderem auf Einladung von Ian Thomas ein Jugendlager in Capernwray Hall besucht.

Interessant waren auch die Pfarrkonvente, zu denen Dekan Roos monatlich eingeladen hat. Bei einem dieser Konvente erzählte der Dekan, dass er als Leiter einer Delegation der Pfälzischen Landeskirche an einer Konferenz der englischen «Congregational Church» (der Patenkirche der Pfälzischen Landeskirche) teilgenommen habe und dass die Congregationalisten diese Delegation in London mit einem Lied empfangen haben. Daraufhin fragte einer der Pfarrer: «Un was henn die g'sunge?» Noch bevor Roos antworten konnte, rief Pfarrer Otto Waffenschmitt: «Es ist ein Roos entsprungen», was natürlich allgemeine Heiterkeit auslöste und vom Dekan mit einem säuerlichen Lächeln quittiert wurde – zumal Owa (so nannten wir Otto Waffenschmitt) dem Dekan kritisch gegenüberstand.

Carl Schneider

In der von Pfarrer Ferkel erbauten runden Friedenskirche (im Volksmund «Ferkel-Zirkus» genannt) amtierte unterdessen Pfarrer Eugen Hermann (wie oben berichtet: ehemaliger Panzerfaust-Experte und anschliessend Pfarrer in Neuhausen). Er hatte Professor Carl Schneider aus Speyer zu monatlichen Vorlesungen über «Die Gedankenwelt des Neuen Testaments» eingeladen. An diesen Vorlesungen, die sich über mehrere Jahre erstreckten, habe ich wenn irgend möglich teilgenommen (auch später noch von Klingenmünster aus). Damals habe ich mich mit Carl Schneider angefreundet. Unsere Freundschaft dauerte mehr als 20 Jahre lang, bis zu seinem Tod Anfang Mai 1977. Für einige interessierte Ludwigshafener Kollegen habe ich ein Seminar mit Carl Schneider organisiert. Wir trafen uns in lockeren Abständen in der Wohnung von Carl Schneider in Speyer, um uns in die faszinierende Welt des Hellenismus einführen zu lassen.

Nach unserer Übersiedlung nach Klingenmünster und später nach Craheim habe ich Carl Schneider immer wieder zu Vorträgen, Vorlesungen und Seminaren eingeladen und ihn auch regelmässig in Speyer besucht, wo wir miteinander die platonischen Dialoge «Phaidon» und «Timaios» und einige neutestamentliche Texte gelesen und besprochen haben.

Als Carl Schneider todkrank in seiner Wohnung in Speyer lag, hab ich ihn zusammen mit unserem Sohn Clemens (der damals Theologie studierte) besucht. Carl

Carl Schneider



sagte zu Clemens im Blick auf seinen zukünftigen Beruf als Pfarrer: «Nur keine Schaumschlägerei!»

Anfang Mai 1977 habe ich Carl Schneider zum letzten Mal besucht. Er lag im Bett und hatte grosse Schmerzen. Er wusste sehr genau, dass er sterben würde. Da er nicht wollte, dass sein Leben künstlich verlängert würde, hatte er einen Klinik-Aufenthalt abgelehnt. Er meinte: «Ich war in meinem Leben so oft von zu Hause fort. Jetzt möchte ich wenigstens zu Hause sterben.»

Carl Schneider konnte schon längere Zeit keinerlei Nahrung mehr zu sich nehmen. Er war deshalb sehr abgemagert. Er meinte: «Ich bin drei Menschen: unten bin ich in Ordnung, in der Mitte ist alles kaputt, da ist nur noch Schmerz – wie glühende Lava, oben bin ich wie-

der in Ordnung, aber die Mitte redet in alles rein.» Aus seinem stark vergeistigten Gesicht strahlte jedoch eine grosse innere Freude und ein tiefer Friede.

Nachdem ich in den vergangenen 20 Jahren zahlreiche Tagungen zusammen mit Carl Schneider durchgeführt und sehr viele Gespräche mit ihm geführt habe, wollte ich nun gerne wissen, was für ihn im Anblick des Todes das Wesentlichste seines Lebens war. Daraus ergab sich folgendes Zwiegespräch (A. B. = Arnold Bittlinger, C. S. = Carl Schneider):

A. B.: Ich kann mir vorstellen, dass Du in den letzten Wochen oft über Dein bisheriges Leben nachgedacht hast. Wenn ich Dich nun fragen würde, was ist die wichtigste Erkenntnis Deines gesamten Lebens, was würdest Du antworten?

C. S.: Diese Frage ist leicht zu beantworten. Die Antwort lautet für mich ganz eindeutig: Die Kontinuität des Griechentums.

A. B.: Meinst Du damit die Fortdauer des Griechentums im Christentum?

C. S.: Das auch – aber darüber hinaus ganz allgemein: Das Griechentum dauert fort bis heute. Wem der Blick dafür geöffnet wurde, der erfährt ständig: Auch hier ist Griechisches. «Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt.»

A. B.: Welche Schriften waren Dir in Deinem Leben die liebsten? Welche hast Du immer wieder gelesen?

C. S.: Das ist schwer aus dem Stegreif zu beantworten. Ich müsste darüber nachdenken.

A. B.: Wenn ich es trotzdem gleich wissen möchte, was würde Dir dann spontan einfallen?

C. S.: Ich habe immer wieder gerne die Odyssee gelesen – auch die Ilias, aber lieber die Odyssee. Dann Hesiod und alle griechischen Lyriker. In der Septuaginta las ich gerne das Buch Hiob, im Neuen Testament sind mir Johannes und Paulus die Liebsten, besonders die vier grossen Paulusbriefe, bei Johannes natürlich auch die Apokalypse, dann die Apostelgeschichte und der Hebräerbrief.

A. B.: Du sagst, dass Dir im Neuen Testament besonders Johannes und Paulus wichtig sind. Was hältst Du für das Wesentlichste bei Johannes?

C. S.: Für die Geschichte und Geistesgeschichte ist Johannes 12,20 das Wichtigste, der Hinweis darauf, dass die Griechen nach Jesus fragen. Für die Philosophie ist die Aussage des Johannes vom Logos am wichtigsten. Für die Theologie die beiden Gottesdefinitionen des Johannes: «Gott ist Geist» und «Gott ist Liebe».

Neben diesen beiden Wesensaussagen habe ich von den Mysterien-Religionen noch eine dritte Wesensaussage über Gott gelernt: «Gott ist Leiden.» Die ersten beiden Aussagen gelten nicht ohne die dritte, d. h. Geist und Liebe gibt es nicht ohne das Leiden. Der Geist leidet immer am Ungeist und die Liebe leidet immer am Hass.

Irgendwann muss der Mensch das Leiden lernen, weil Leiden zur Grundstruktur der Welt gehört. Auf irgendeine Art muss da jeder hindurch – kör-

perlich oder sonstwie. Es ist nur die Frage, wie der Mensch sich zum Leiden stellt. Auch Gott hat wirklich gelitten.

A. B.: Was hältst Du für das Wesentlichste bei Paulus?

C. S.: Die erste wichtige Aussage des Paulus lautet: «Der Herr ist Geist, wo aber der Geist Herr ist, da ist Freiheit.»

Die zweite wichtige Aussage bei Paulus ist die, dass echte Erkenntnis nur von der Liebe her möglich ist.

A. B.: Was verstehst Du unter Liebe?

C. S.: Liebe ist Hingabe an den anderen oder an die Sache. Das sieht für jeden anders aus. Für mich selber habe ich die absolute Gewissheit, dass ich dafür da bin, den Menschen die Griechen zu bringen. Dadurch habe ich viele Menschen glücklich gemacht. Liebe ist immer das Gerichtetsein auf das, was größer ist als ich.

A. B.: Wie ist das mit dem Leben nach dem Tode?

C. S.: Wir wissen nicht, wie es sein wird. Über das Leben jenseits der Todesgrenze kann man nur im Mythos reden. Die Trennung zwischen «Seele» und «Fleisch» gehört zum Wesen des Todes. Es ist allerdings nicht ausgeschlossen, dass eine neue *sarx* (ein neuer Körper) entsteht. Diese *sarx* wird aber nicht mehr «en astheneia», sondern «en dynamei» sein («nicht mehr in Schwachheit, sondern in Kraft»). Es wird nicht mehr ein vergänglicher Leib, sondern ein geistlicher Leib sein.

Nachdem wir noch über einige persönliche Dinge gesprochen hatten, verabschiedete ich mich und verliess den Raum. Dann grüsste ich Carl noch einmal durch die halboffene Tür: «Chaire!» (Bedeutung dieses griechischen Grusses: «Die Gnade und die Freude Gottes sei mit dir.») Carl Schneider antwortete mit einem heiteren Lächeln: «Chaire!»

Zu den «persönlichen Dingen», die wir nach dem Interview besprochen haben, gehörte auch, dass Carl, der mich schon früh zu einer Promotion ermuntert hatte, sich nach dem Datum der Promotionszeremonie erkundigte. Als ich ihm sagte, dass die Promotion Anfang Juli stattfinden werde, meinte er traurig: «Das werde ich nicht mehr erleben.» Als ich ihm sagte, dass meine Dissertation mit «*summa cum laude*» benotet worden sei, strahlte er und meinte lebhaft: «Ich habe es schon immer gewusst! Das muss der Fensterer (Redakteur der Tageszeitung «Die Rheinpfalz», und ein Verehrer von Carl Schneider) in der Rheinpfalz veröffentlichen!» Ich habe das natürlich sofort abgewehrt und nur mit Mühe verhindert, dass Frau Schneider auf Bitte von Carl Herrn Dr. Fensterer angerufen hat.

Zu den «persönlichen Dingen» nach dem Zwiegespräch gehörte weiterhin, dass ich Carl gebeten habe, mir eine Widmung in sein grosses bedeutendes Hauptwerk «Kulturgeschichte des Hellenismus» zu schreiben.

Er liess sich von seiner Frau Inge ein Kissen unter den Rücken legen, damit er ein wenig aufrecht sitzen konnte, und dann hat er langsam und bedächtig folgende Widmung geschrieben:

τῷ φίλῳ μου
 τῷ ἀγαπητῷ Arnold
 Bittlinger
 μετὰ χάριτος ἐν εἰρήνῃ

«Meinem geliebten Freund
 Arnold Bittlinger mit Freude in Frieden.»

Es sind die letzten Worte, die der grosse Gelehrte Carl Schneider geschrieben hat. Wenige Tage später ist er gestorben. Die Beerdigung hat – dem Wunsch und Wesen von Carl Schneider entsprechend – der zuständige Gemeindepfarrer in schlichter Form gehalten. Während ich am offenen Grabe stand und etwas Erde auf den Sarg rieseln liess, habe ich mit Tränen in den Augen und mit leiser Stimme gesagt: «Danke, Carl, chaire!»

Abschied von Ludwigshafen

Anfang 1959 hat Erich Schnepel, der Leiter der Pfarrer-Gebetsbruderschaft (PGB) meinen Freund und Kollegen Hermann Risch als seinen Mitarbeiter nach Grossalmerode gerufen. Es half nichts, dass ich mich heftig dagegen wehrte, dass Hermann die Gemeinde Ludwigshafen-Süd und mich allein zurück liess. Am

14. April 1959 haben Hanne und Hermann Risch Ludwigshafen verlassen. Ein Eintrag in unserem Gästebuch erinnert daran:

*Nach zwei Jahren Kampfgemeinschaft
gehen wir von Euch zum Dienst unter den Pfarr-
Brüdern. Wir gehören zusammen. Das haben wir
von Anfang an gemerkt. Wir haben gemeinsam
Hinder Jesus an Menschenherzen erlebt. Wir erleben
gemeinsam ein geistliches Erwachen in unserer
ganzen Kirche*

*Am Tag unseres Umzugs in die Heimstätte
nach Gopsalmerode, dem 14. April 1959*

*Hanne Risch
+ Hermann*

Nun war ich also allein in Ludwigshafen-Süd. Allein war ich jetzt für die so wunderbar aufgeblühte Jugendarbeit verantwortlich.

Kurze Zeit nach dem Abschied von Hermann fuhr ich mit einer Schar sportbegeisterter Jungen aus unserem Jugendkreis nach Neustadt an der Weinstrasse, wo im grossen Stadion ein überregionales Sportfest des CVJM stattfand. Da unter unseren Jungen einige hervorragende Sportler waren, haben «wir» bei den Wettkämpfen einen Siegespreis nach dem anderen geholt. Zusammen mit den an den Wettkämpfen nicht aktiv beteiligten Jugendlichen aus unserem Jugendkreis habe ich die Sportler durch unsere Anwesenheit und Zu-

rufe kräftig unterstützt. Und so geschah es, dass unsere Sportler und damit die «Evangelische Jugend Ludwigs-
hafen-Süd» Sieger der Wettkämpfe wurden.



Während der Wettkämpfe hat der CVJM-Sekretär, der für das Sportfest verantwortlich war, nicht nur die hervorragenden Leistungen unserer Sportler bewundert, sondern auch den jungen Pfarrer, der ein so gutes Verhältnis zu seinen Jugendlichen hatte und so engagiert die Wettkämpfenden begleitete. Ohne mein Wissen hat er unmittelbar nach dem Sportfest Arnold Dannemann, einen der Hauptverantwortlichen des deutschen CVJM, angerufen und ihm seinen Eindruck von dem jungen Pfarrer geschildert. Daraufhin hat mich Arnold Dannemann in seine Wohnung nach Faurndau in Württemberg eingeladen. Er hat mir seinen Privatchauffeur mit einem Mercedes geschickt und mich in Ludwigshafen abholen lassen. Arnold Dannemann bin ich schon 1948 bei einem Jugendleitertreffen in Landau begegnet. (Ich habe damals die evangelische Jugendarbeit in Edenkoben neu aufgebaut und geleitet.) In Landau hat er mir als Widmung in ein Buch geschrieben:

Es gibt für dich keine
grössere Ehre, als Christus
zu dienen

Arnold Dannemann

«Es gibt für dich keine grössere Ehre, als Christus zu dienen. – Arnold Dannemann»

In Faurndau angekommen hat mich Dannemann ohne grosses Federlesen gefragt, ob ich interessiert und bereit sei, in Deutschland eine CVJM-Schülerarbeit aufzubauen. (Anscheinend hat Dannemann Erkundigungen eingezogen und erfahren, dass ich nicht nur in Edenkoben die Grundlagen für den neu erstandenen CVJM gelegt, sondern später auch die Schülerarbeit der SMD aufgebaut habe.) Als ich Dannemann fragte, wie er sich das konkret vorstelle, hat er als Experte für «Aufbau»-Arbeit (Dannemann hat unter anderem die christlichen Jugenddörfer aufgebaut) zunächst seine Vorstellungen entwickelt und mich dann gefragt, wie *ich* mir den Aufbau einer CVJM-Schülerarbeit vorstellen könne. Als Dannemann merkte, dass ich auf seine Fragen einging und anscheinend nicht abgeneigt sei, sein Angebot ernsthaft zu prüfen, meinte er, dass mir nicht nur ein entsprechendes Gehalt und eine schöne Wohnung mit Büroräumen, sondern auch ein Mercedes als Dienstwagen zur Verfügung gestellt würde. Beim Abschied sagte ich zu Dannemann, dass ich sein Angebot ernsthaft überlegen und mit meiner Kirchenleitung darüber reden werde. Danach brachte mich Dannemanns Chauffeur wieder nach Ludwigshafen zurück.

In Ludwigshafen angekommen, sprach ich mit Ilse über das Angebot des CVJM. Wir waren uns einig, dass ich mich als ausgesprochener Team-Arbeiter ohne einen adäquaten Kollegen als Partner auf die Dauer in Ludwigshafen nicht mehr wohl fühlen würde. Wir hatten auch den Eindruck, dass die Hauskreise selbständig genug sind, um ohne uns weiter existieren zu können.

(Was tatsächlich auch der Fall war. Einige Hauskreise, zum Beispiel das Laienseminar und die «Mannschaft», existierten nach unserem Wegzug noch Jahrzehnte lang!) Schwieriger würde es mit der Jugendarbeit sein. Aber da würde sich auch eine Lösung finden.

Und sie hat sich gefunden: Zwei Mitarbeiter des Marburger Kreises, Christel Pfriem und Wolfram Kopfermann, die beide in Heidelberg studierten, erklärten sich bereit, einmal pro Woche nach Ludwigshafen zu kommen um unsere Jugendkreise zu «betreuen».

Zu einigen ehemaligen Mitgliedern dieser Jugendkreise habe ich bis heute Kontakt, besonders zu Heike und Klaus Körber. Vor ihrer Verheiratung war Heike einige Monate lang meine Sekretärin im Volksmissionarischen Amt in Klingenmünster. Ich habe Heike und Klaus anschliessend in Hannover getraut.

Doch soweit sind wir noch nicht. Zunächst habe ich das Angebot von Arnold Dannemann dem Landeskirchenrat (LKR) unterbreitet und um ein Gespräch gebeten. Unterdessen hatte Pfarrer Kreiselmaier dem LKR mitgeteilt, dass er die Absicht habe, im Herbst 1959 als Leiter des Volksmissionarischen Amtes zurückzutreten, um vor seiner Pensionierung noch einmal einige Jahre in einer Gemeinde tätig zu sein. Er schlug mich als seinen Nachfolger vor. (Wie ich später erfuhr, hatte der LKR Bedenken gegen diesen Vorschlag, weil er meinte, dass ich mit 31 Jahren zu jung für ein solches Amt sei.)

Und so lud mich der LKR nach Speyer ein, um mit mir die Situation zu besprechen. Ich merkte, dass die Mitglieder des LKR daran interessiert waren, mich in

der Pfalz zu halten. Und so führten sie einige Bedenken gegen das Angebot von Dannemann ins Feld und fragten mich, ob ich mir auch vorstellen könnte, die Leitung des Volksmissionarischen Amtes zu übernehmen. Obwohl ich innerlich ganz auf Jugendarbeit eingestellt war, versuchte ich umzuschalten und aus dem Stegreif einiges zu sagen, wie ich mir die Arbeit einer landeskirchlichen «Volksmission» vorstellen könne. Meine Antworten hätten jedoch eher auf die Beschreibung eines Landesjugendpfarramtes (daran wäre ich auch interessiert gewesen) gepasst als auf die «Volksmission». Trotzdem hat der LKR entschieden, mir ab Herbst 1959 die Leitung des Volksmissionarischen Amtes der Pfälzischen Landeskirche zu übertragen und mich gebeten, Arnold Dannemann abzusagen.

Als Leiter des Amtes für Volksmission

Auf der Suche nach einem Haus

Der bisherige Leiter des Volksmissionarischen Amtes, Pfarrer Paul Kreiselmaier, wohnte in seinem Privathaus in Neustadt an der Weinstrasse. Es war deshalb naheliegend, dass auch sein Nachfolger in Neustadt wohnen sollte. Und so begaben Ilse und ich uns auf die Suche nach einem geeigneten Haus und wurden fündig. Ein wunderschönes grosses Haus an der Bergstrasse war für den Sitz des Volksmissionarischen Amtes ideal geeignet. Auch der Preis von 200 000 Mark war für damalige Verhältnisse zwar hoch, aber für ein so schönes Anwesen nicht überteuert. Und so beantragte ich beim LKR in Speyer den Kauf dieses Hauses. Zusammen mit dem für das Volksmissionarische Amt zuständigen Oberkirchenrat Ebrecht besichtigten wir das Haus und verhandelten mit dem Makler. Auch OKR Ebrecht war beeindruckt von diesem Haus und seiner idealen Lage. Er konnte jedoch nicht allein entscheiden. Als er meinen Antrag dem LKR vorlegte, opponierte OKR Roos, ein ehemaliger Dekan, der gerade erst OKR geworden war. (Der LKR hatte bei dieser Berufung zu Roos ge-

sagt: «Wir brauchen deine Härte!») Als mein Antrag behandelt wurde, meinte OKR Roos: «Die jingschde Parrer wellen die schänschde Haiser!» – und mein Antrag wurde abgelehnt. Da OKR Ebrecht, als ein umgänglicher und freundlicher, aber eher weicher Mann nicht wagte, mir diesen Beschluss mitzuteilen, bat er OKR Roos, bei dem Gespräch mit dabei zu sein. Obwohl Roos für das Volksmissionarische Amt überhaupt nicht zuständig war, sagte er zu und wiederholte seinen Satz «Die jingschde Parrer wellen die schänschde Haiser!» und sagte scharf, dass der Kauf dieses Hauses nicht in Frage komme. Als ich dem Makler diesen Beschluss mitteilte, meinte er verschmitzt: «Gell, die gennen Ihne des Haus nit!»

Und so begaben wir uns erneut auf die Suche nach einem geeigneten Haus. Wenig später besuchte uns jedoch OKR Ebrecht und meinte, dass in Klingenmünster in der Südpfalz unmittelbar neben dem Pfarrer-Erholungsheim «Kaysermühle» eine Villa zum Verkauf stünde und der LKR daran interessiert sei, dieses Anwesen zu erwerben. Da die Kirche jedoch im Augenblick keine Verwendung für dieses Haus habe, würde sie es begrüßen, wenn das Volksmissionarische Amt dort einziehen würde. Und so fuhren wir nach Klingenmünster. Das Haus gehörte «Prinz Ali», einem ehemaligen Fastnachts-«Prinzen». Er hatte hinter der Villa ein «Gäste»-Haus mit etwa acht Zimmern gebaut und in der Villa einen Nachtclub betrieben und schliesslich Pleite gemacht. Prinz Ali versuchte nun, nicht nur das Anwesen, sondern auch sein zum Teil recht abgenutz-

tes Mobiliar möglichst teuer zu verkaufen. Als ich zum Beispiel feststellte, dass die Lehnen seiner zahlreichen Polstersessel doch etwas wackelig seien, meinte er, dass es sich dabei um eine «Spezialfederung» handle. Und als wir auf einen riesigen roten Fleck auf dem Teppich hinwiesen, der eindeutig von ausgeschüttetem Rotwein stammte, meinte Prinz Ali, dass sein Metzgergeselle sich mit einem grossen Messer ins Bein gestochen und fürchterlich geblutet habe (Blut lässt sich natürlich viel leichter entfernen als Rotwein!). Doch irgendwie haben wir uns dann mit Prinz Ali geeinigt und die Landeskirche hat das Anwesen gekauft.

Das Gästehaus haben wir «Matthias-Claudius-Heim» genannt und uns vorgestellt, dass wir dort (und in der Kaysermühle) unsere Mitarbeiter unterbringen könnten, wenn wir Tagungen oder Mitarbeiter-Besprechungen in Klingenmünster durchführen. Zu einer ersten Wochenendtagung haben wir Jugendliche aus unseren Ludwigshafener-Jugendkreisen eingeladen (s. rechts).

Neben der Haussuche galt es, den Führerschein zu machen, damit ich den Dienstwagen des Volksmissionarischen Amtes,



einen VW-Käfer namens «Onesimus» gleich bei Dienstantritt fahren könne. Zwei Aussprüche meines Fahrlehrers begleiten mich bis heute. Er meinte: «Stellen Sie sich vor, der Steuerknüppel sei ein rohes Ei, das man ganz vorsichtig anfassen muss.» Ein zweiter Ausspruch bezog sich auf meine Angewohnheit, jeweils langsamer zu fahren, wenn Tauben auf der Strasse sassen. Mein Fahrlehrer meinte: «Fahren Sie in ganz normalem Tempo auf die Tauben zu. Ich versuche schon seit 30 Jahren eine Taube zu überfahren – es ist mir noch nie gelungen!» Einen dritten Autofahrer-Lehrsatz verdanke ich meinem Onkel Schorsch aus Ebernburg, der mir einmal sagte: «Nicht der ist ein guter Autofahrer, der richtig fährt, sondern der, der auch dann richtig fährt, wenn der andere falsch fährt.» Und so habe ich im Sommer 1959 meine Fahrprüfung bestanden und ab Herbst 1959 war Onesimus mein Dienstfahrzeug.

Wie kam es zu dem Namen Onesimus? In seinem Philemon-Brief schreibt der Apostel Paulus, dass ihm der zum Christentum bekehrte Sklave Onesimus (wörtlich: «der Nützliche») in seiner Gefangenschaft «nützlich» gewesen sei. So meinte Paul Kreiselmeier, dass ihm der VW-Käfer «nützlich» sei. Und Walter Trobisch, der eine Zeit lang im Volksmissionarischen Amt mitgearbeitet hat, redete einmal den VW-Käfer so an: «Ohne Sie muss ich laufen» (Ohné-sie-muss).

Ein kleines Erlebnis mit «Onesimus»: Im Sommer 1961 wollten wir als Familie in die Ferien nach Holland fahren. Wir hatten mit einer holländischen Familie aus Den

Haag einen Wohnungstausch vereinbart. Und so haben wir Kofferraum und Dach des Onesimus vollgepackt und sind losgefahren. Mit dem Dienstwagen durften wir im Jahr jedoch nur tausend Kilometer privat fahren. Das reichte gerade für die direkte Strecke zu unserem Ferienziel und zurück. Unser Weg führte über Namur (Belgien), wo Ilse Schwester Traudel mit dem Belgier Léon verheiratet war. Dort wollten wir einige Tage bleiben. Léon wollte uns gerne die Gegend zeigen. Er besaß jedoch nur einen zweisitzigen Sportwagen und so wollte er, dass wir mit dem VW hinter ihm herfahren. Diese zusätzlichen Kilometer waren jedoch in unserer Kilometerrechnung nicht eingeplant. Léon duldete jedoch als ehemaliger strenger Kolonialoffizier im belgischen Kongo keinen Widerspruch. Da Ilse mit ihrem cholerisch veranlagten Schwager keinen Streit riskieren wollte, beugten wir uns seinem Vorschlag und folgten mit schlechtem Gewissen dem unbekümmert vorausfahrenden Léon. Mit Sorge schauten wir auf den Kilometerzähler. Es war uns klar, die tausend Kilometer werden wir niemals einhalten können. Doch dann traute ich meinen Augen nicht. Beim Kilometerstand von etwa 540 Kilometern blieb der Kilometerzähler plötzlich stehen und bewegte sich nicht mehr. Wir konnten Léon folgen, wohin auch immer er fuhr, der Kilometerzähler blieb bei 540 stehen. Erleichtert sind wir am nächsten Tag nach Holland weitergefahren und konnten von Den Haag aus auch noch einige kleinere Besichtigungstouren machen. Der Kilometerzähler rührte sich nicht. Als wir nach unseren Ferien wieder in Klingen-

münster angekommen sind, stand der Kilometerzähler immer noch auf 540.

Was mir zum Strand von Den Haag einfällt: Unser fünfjähriger Andy war eine richtige Wasserratte. Als er einmal viel zu lange im Wasser blieb, rief ich ihm energisch zu, dass er sofort aus dem Wasser herauskommen solle. Blaugefroren kam er schliesslich aus dem Wasser gerannt und rief mir heulend zu: «Wann darf ich endlich wieder ins Wasser?» Dieser Ausruf ist in unserer Familie ein geflügeltes Wort geworden, das bei passender Gelegenheit für Heiterkeit sorgt.

Nachdem wir uns ein eigenes Auto gekauft haben – einen Opel Rekord – habe ich den Onesimus (mit dem unterdessen reparierten Kilometerzähler) meinen Mitarbeitern als Dienstwagen übergeben.

Neben Hauskauf und Führerschein gab es noch eine dritte Vorbereitung auf mein Amt als Leiter des Volksmissionarischen Amtes, nämlich die «Ausbildung» für dieses Amt.

Noch vor meiner offiziellen Amtseinführung nahm ich an der gesamtdeutschen Bibelwochenvorbereitung teil, die alljährlich in Ost-Berlin stattfand und bei der sämtliche Leiter der Volksmissionarischen Ämter anwesend waren. Bei dieser Gelegenheit lernte ich meine zukünftigen «Kollegen» kennen – darunter einige würdige ältere Herren, für die «Volksmission» weitgehend «Evangelisation» bedeutete. Daneben gab es jedoch auch einige «moderne» Vertreter der Volksmission, denen es um Gemeindeaufbau und um Erneuerung ver-

krusteter kirchlicher Strukturen ging. Unter ihnen ragte besonders Alex Funke hervor, der Leiter des Volksmissionarischen Amtes der westfälischen Landeskirche. Und so fragte ich Alex Funke, ob ich bei ihm ein Praktikum machen könne. Gerne sagte er zu und so zog ich als «Lehrling» nach Witten und studierte Fragen des Gemeindeaufbaus, der Laienschulung, der Besuchsdienst-Praxis und einer «modernen» Evangelisation, in die mich Johannes Hansen, ein jüngerer Mitarbeiter (und späterer Nachfolger) von Alex Funke, einführte.

Da nach meiner Vorstellung zu einer echten «Volksmission» nicht nur die Wirkung in die Breite gehört, sondern auch in die Tiefe, war es mir wichtig, dass neben missionarischer Verkündigung und Gemeindeaufbau auch die Seelsorge einen entsprechenden Schwerpunkt bildet. Und so absolvierte ich ein zweites



Alex Funke

Praktikum, dieses Mal bei Dr. med. Guido Groeger, dem Leiter der Zentralstelle für Lebensberatung in Düsseldorf. Da ich nicht nur Theologie sondern auch Psychologie studiert habe, übertrug mir Guido Groeger einige Beratungsfälle, die ich dann in die Supervisionssitzungen einbrachte. Da mir klar war, dass die «Seelsorge», die damals an den Universitäten (z. B. von Eduard Thurneysen) gelehrt oder auch von Mitarbeitern der Gruppenbewegung bzw. des

Marburger Kreises praktiziert wurde, völlig ungenügend und häufig nur Symptombehandlung war, habe ich trotz der Skepsis mancher Theologen die Meinung vertreten, dass gründliche psychologische Kenntnisse für die Ausübung der Seelsorge notwendig sind und bei Kursen für Seelsorger entsprechend vermittelt werden sollten.

Meine Einführung als Leiter des Volksmissionarischen Amtes fand am 11. November 1959 in der Melanchton-Kirche in Ludwigshafen statt. Es war mir eine besondere Freude, dass dabei auch zwei Vertreter aus Ostafrika mitwirkten, nämlich William Nagenda, ein bekannter Erweckungsprediger aus Uganda, und Josia Kibira aus Tanganyka (heute Tansania). Kibira ist später lutherischer Bischof in Tansania geworden.

Ein Eintrag in unserem Gästebuch erinnert an meine «Einführung»:

Josiah M. Kibira : Box 98, Bukoba, Tanganyika, East Africa.
William K. Nagenda P.O. Box 46 Kampala, Uganda E.A
"Muje gyendi mwana....",
"Come unto me ALL....", Matt. 11.28

Am Tag der Einführung ins Amt des Leiters des volksmissionarischen Dienstes meiner Kirche war ich bei Ihnen zu Gast und bin für die Aufnahme sehr dankbar.
11.11.59 Ebrecht

Und warum war es mir eine besondere Freude, dass zwei Ostafrikaner mitwirkten? Weil ich schon als Teenager Missionsarzt in Ostafrika werden wollte. Ich habe

mir schon als 13-Jähriger eine Suaheli-Grammatik und eine Suaheli-Bibel besorgt und angefangen, Suaheli zu lernen (die beiden Bücher habe ich heute noch). Von meinem äusserst geringen Taschengeld habe ich regelmässig einige Groschen abgezweigt für die Missionsarbeit in Ostafrika. Ich habe das Geld in einem Holzkästchen gesammelt. Einmal wanderte sogar eine ganze Mark in mein Holzkistchen. Das geschah folgendermassen: Ich hatte eine starke Abneigung gegen Zwiebeln. Jedes Mal, wenn Zwiebeln am Essen waren, habe ich sie aussortiert und nicht gegessen. Das hat meinen Vater geärgert. Er versprach mir deshalb eines Tages eine Mark für meine Missionskasse, wenn ich eine normal grosse rohe Zwiebel verspeisen würde. Im Kampf zwischen meiner Abneigung gegen Zwiebeln und meiner Liebe zur Mission hat schliesslich meine Liebe zur Mission gesiegt, und so habe ich langsam mit Zwiebeltränen in den Augen die Zwiebel verspeist. Und eine ganze Mark ist in meine Missionskasse gewandert. Diese «Missionszwiebel» – so nenne ich sie heute noch – hat erstaunlicherweise meine Liebe zu Zwiebeln geweckt, so dass ich mir später zu meinem Lieblingsgericht *Cewapcici* jeweils eine Extraportion Zwiebeln bestellt habe. Nachdem mein Missionskästchen mit Groschen und einer einzelnen Mark gefüllt war, habe ich das Geld dem in Edenkoben wohnenden Missionar Samuel Schmid übergeben, der es an die Mission der Herrnhutter Brüdergemeinde «für Ostafrika» weitergeschickt hat. Er schenkte mir dafür ein Buch, auf dem ein hölzerner Glockenturm abgebildet war, den

er einst als Missionar in Ostafrika gebaut hatte. (Bevor Sam Schmidt sich als Missionar ausbilden liess, hatte er Schreiner gelernt.)

Obwohl mein Weg mich später nicht nach Tansania geführt hat, war es für mich doch eine besondere Überraschung und Freude, dass ein Vertreter dieses Landes bei meiner Einführung als Leiter des Volksmissionarischen Amtes mit dabei war.

Von der Gruppenbewegung zur Volksmission

Zunächst einige Erinnerungen an den Ursprung der Pfälzischen «Volksmission».

Die geistlichen Wurzeln des Volksmissionarischen Amtes der Pfälzischen Landeskirche liegen in den Tagungen der Oxford-Gruppenbewegung. Diese Bewegung wurde durch den amerikanischen Theologen deutschschweizerischer Abstammung Frank Buchman gegründet.

Als nach dem Krieg in den deutschen evangelischen Landeskirchen Volksmissionarische Ämter gegründet wurden, berief die Pfälzische Landeskirche 1947 auf Betreiben von Vertretern der Gruppenbewegung den badischen Pfarrer Herbert Fuchs, der dann zwei Jahre lang zusammen mit einem Team Tagungen abhaltend und evangelisierend als provisorischer Leiter eines «Volksmissionarischen Amtes» durch die Pfalz zog.

Und wie bin ich zur «Gruppenbewegung» gekommen?

In unserem Pfarrhaus in Edenkoben weilten regelmässig «reisende» Frauen und Männer, die auf Einladung meines Vaters Dichterlesungen und Vorträge hielten oder Bibelwochen durchführten. Zu diesen «Reisenden» gehörte auch Hilde Zöller. Wir Kinder nannten sie «die Frau mit den leuchtenden Augen». Hilde Zöller war eine stets schwarz gekleidete schlanke Frau im mittleren Alter. Obwohl



Pfarrer Herbert Fuchs

sie eine starke Brille trug, hatten ihre Augen eine seltsame Leuchtkraft. Im April 1946 – ich war damals 17 Jahre alt – war Hilde Zöller wieder einmal bei uns zu Gast. Sie sass an unserem Küchentisch beim Mittagessen mir gegenüber und schaute mich forschend an. Dann sagte sie zu mir: «Ich habe den Eindruck, dass Sie an einer Tagung der Oxford-Gruppenbewegung teilnehmen sollten!» Auf meine Frage, was das sei, meinte sie: «Informieren Sie sich selbst! In Bad Gleisweiler beginnt übermorgen eine solche Tagung. Wenn Sie wollen, melde ich Sie an.» Da wir gerade Osterferien hatten, sagte ich «Ja» und fragte meinen zwei Jahre jüngeren Freund Theo Schmidt, ob er Lust hätte, mitzufahren. Er hatte Lust und so fuhren wir am Donnerstag vor Ostern 1946 mit unseren Fahr-

rädern nach Bad Gleisweiler und nahmen als Jüngste an dieser Gruppentagung teil.

Die Tagungsatmosphäre war recht nüchtern und unreligiös. Es gab – abgesehen vom Ostergottesdienst – keine Bibelauslegungen und keine Gebetsgemeinschaften. Die Tagungsbotschaft, die von einem Team dargeboten wurde (das Team nannte sich «Mannschaft»), hatte zwei Hauptthemen. Erstens «Sünde», zweitens «Stille Zeit». Das Thema «Sünde» wurde in drei Schwerpunkten erarbeitet: Sünde erkennen, bekennen, wiedergutmachen.

Zum Schwerpunkt Sünden *erkennen* wurden vier – angeblich aus der Bergpredigt Jesu stammende – absolute Forderungen vor uns ausgebreitet: Die Forderung nach absoluter Wahrhaftigkeit, absoluter Reinheit, absoluter Selbstlosigkeit und absoluter Liebe. Anschliessend sollten wir uns in der Stille prüfen, wo wir gegen diese «4 Absoluten» gesündigt haben. Und zwar sollten wir unser Fehlverhalten aufschreiben und, das war der zweite Schwerpunkt, vor einem Menschen *bekennen*. Wir konnten uns einen Menschen unseres Vertrauens aus dem Team aussuchen. Ich wählte einen Buchhändler und bekannte ihm nach einer Abendveranstaltung meine «Sünden». Dieses Bekennen vor einem Menschen hatte eine unerhört befreiende Wirkung. Mit einem Freudensprung bin ich anschliessend in mein Bett gesprungen. Auch mein Freund Theo, der bei einem Ingenieur gebeichtet hat, war erleichtert und beglückt.

Der dritte Schwerpunkt war *wiedergutmachen*. Als Gedächtnisstütze wurden uns dazu die Zahlen vier – fünf – sechs – sieben mit auf den Weg gegeben – ein Hinweis auf 4. Mose Kapitel 5, Verse 6 und 7 («Wenn ein Mann oder eine Frau irgendeine Sünde begeht, wie sie die Menschen begehen ... so sollen sie die Sünde bekennen ... und sollen den vollen Wert des veruntreuten zurückerstatten ... und es dem geben, an dem sie sich veruntreut haben»).

Diese «Wiedergutmacherei» war oft recht demütigend. Nicht alle haben auf meine «Entschuldigungen» positiv reagiert. Lediglich einer meiner ehemaligen Lehrer, der viel gehänselt worden war und der unterdessen in einem entfernten Ort im Ruhestand lebte, hat mir auf meine schriftliche Entschuldigung hin geschrieben: «Einen Brief wie den Ihren habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht erhalten. Er hat vieles gut gemacht, was ich in meinem langen Leben an Demütigungen und Schwerem ertragen musste.»

Das zweite Hauptthema, «Stille Zeit», hatte zwei Schwerpunkte. Erstens «auf Gott hören» und zweitens «Gott gehorchen». Diese Thematik wurde uns durch einen eingängigen Kanon geprägt: «Wenn der Mensch horcht, redet Gott, wenn der Mensch gehorcht, handelt Gott.»

Die «Stille Zeit» wurde für mich zu einer wichtigen Lebenshilfe. Nach der Gruppentagung traf ich mich wochentags regelmässig vor Schulbeginn mit meinem Freund Theo zur gemeinsamen «Stillen Zeit». Wir ha-

ben aufgeschrieben, was uns in der Stille in den Sinn kam, und es uns anschliessend gegenseitig vorgelesen. Drei Fragen haben uns dabei geleitet:

1. Wofür habe ich zu danken?
2. Was muss ich bekennen?
3. Was muss ich tun?

Bei der nächsten «Stille Zeit» haben wir uns dann gegenseitig gefragt, ob wir das, was wir unter Punkt 3 («Was muss ich tun») aufgeschrieben hatten, auch tatsächlich getan haben.

Die «Stille Zeit» ist mir bis heute eine wichtige Hilfe, auch bei Gruppengesprächen. Wenn nach einem Vortrag oder nach einer Bibelbetrachtung jeder zunächst in der Stille aufschreibt, was ihm wichtig geworden ist oder was er ergänzen möchte, und wenn er dann das Aufgeschriebene vorliest, dann ist das oft viel hilfreicher, als wenn nach einer Darbietung gleich aus dem hohlen Bauch dahergeredet wird und die Vielredner die eher Schüchternen überschnurren.

Meine erste Gruppentagung hat mich so sehr bewegt, dass ich anschliessend meine Geschwister, meine Verwandten, Bekannten, Klassenkameraden und meine Freunde zu solchen Tagungen eingeladen habe, und manche haben dann auch solche Tagungen besucht. Ich selber habe drei Jahre lang regelmässig bei sämtlichen pfälzischen Gruppentagungen mitgearbeitet. Doch dann habe ich mich aus einem äusseren und einem in-

neren Grund zurückgezogen. Der äussere Grund: Wie oben geschildert habe ich durch die «Stille Zeit» Zugang zu der sich damals im Aufbau befindlichen Studentenmission gefunden und dort mitgearbeitet. Der innere Grund: Der «Beichtzwang» war mir allmählich lästig geworden. In meinem zweiten Semester in Mainz habe ich mich eingehend mit dem Römerbrief befasst. Dabei ist mir deutlich geworden, dass ich mein Versagen Gott unmittelbar bekennen und Vergebung der Sünden erfahren kann – auch ohne Beichte vor einem Menschen.

Bei den pfälzischen Gruppentagungen hat sich durch den Einfluss von Herbert Fuchs eine Schwerpunkt-Verlagerung vollzogen. Mehr und mehr hat die «Ideologie» der aus der Oxford-Gruppe hervorgegangenen «Moralischen Aufrüstung» (MRA) die Gruppenbewegung verprägt und verfremdet.

Eine Seminararbeit, die ich im ersten Semester im missionswissenschaftlichen Seminar der Universität Mainz über «Die Gruppenbewegung oder Moralische Aufrüstung» geschrieben habe und der Auftritt des Chores der MRA an der Universität Mainz waren für mich eine vorläufige Verabschiedung von der Gruppenbewegung und der MRA. Erst 1958 habe ich wieder den Anschluss an die «Gruppenbewegung» gefunden. Sie hatte sich unterdessen von der MRA gelöst und sich in neuer Gestalt als «Marburger Kreis» (MK) formiert. «Geschäftsführer» des MK war Arthur Richter. Das Leitungsgremium des MK nannte sich schlicht «e. V.» («eingetragener Verein»).

Und worin bestand der Unterschied des «Marburger Kreises» zur «Oxford-Gruppe»?

Die «4 Absoluten» wurden im MK nicht mehr als absolute «Forderungen», sondern als «Massstäbe» bezeichnet.

Das «Bekennen» der Sünden wurde zur «Evangelischen Beichte» mit Absolution («Absolution» gab es bei der «Gruppe» nicht). Ich habe dazu eine Schrift veröffentlicht: «Evangelische Beichte, ein Weg zur Freiheit».

Die «Stille Zeit» wurde in den Mannschaften nicht mehr «frei», sondern über einem Bibeltext gehalten.

Während die aktiven Mitarbeiter der Gruppenbewegung jeweils nur bei Tagungen als «Mannschaft» fungierten, treffen sich im Marburger Kreis sämtliche Frauen und Männer, die sich auf einer Tagung für Christus entschieden haben, als lokale «Mannschaften» zu regelmässigen Hauskreis-Zusammenkünften.

Nachdem ich im Herbst 1958 zusammen mit Ilse in Marburg an einer Tagung des MK teilgenommen habe, gehörte auch ich zum MK und wurde 1959 Mitglied des «e. V.» und 1967 hauptamtlicher Mitarbeiter des MK.

Und wie ist es in der Pfalz weitergegangen?

Nachdem Herbert Fuchs wieder nach Baden zurückgekehrt ist, haben sich auch in der Pfalz die ehemaligen «Gruppen»-Mitarbeiter von der MRA gelöst und sich fortan «Freunde der Volksmission» genannt. Als Nachfolger von Herbert Fuchs wurde Pfarrer Paul Krielsmaier, der Vorsitzende des pfälzischen Bibelvereins, zum Leiter des Volksmissionarischen Amtes berufen.

Die «Freunde der Volksmission» bildeten den geistlichen Trägerkreis des Volksmissionarischen Amtes, das sie auch finanziell mitgetragen haben.

Nachdem ich 1959 als Nachfolger von Paul Kreiselmaier die Leitung des Volksmissionarischen Amtes übernommen habe, habe ich nach Rücksprache mit dem Leitungsteam der «Freunde der Volksmission» diesen Freundeskreis «Arbeitsgemeinschaft für Seelsorge» (AGS) genannt. Durch diesen Namen wurde deutlich, dass die «Freunde der Volksmission» ihren Ursprung in der «Oxford- Gruppenbewegung» hatten, die während des Dritten Reiches in Deutschland «Arbeitsgemeinschaft für Seelsorge» (AGS) hiess. Als Untertitel wurde der Name «Freunde der Volksmission» beibehalten.

Die «Freunde der Volksmission» trafen sich unter der Leitung von Ludwig Katzenmaier, Fritz Risch und Otto Zimmermann alle zwei Monate (an jedem dritten Sonntag im ungeraden Monat) im Erholungsheim Diemerstein zu Gemeinschaft, biblischer Verkündigung und Gebet. Manchmal wurden auswärtige Referenten eingeladen. Obwohl zu diesen Veranstaltungen nicht schriftlich eingeladen wurde, kamen zu diesem Treffen regelmässig 50 bis 60 Teilnehmer.

Ausserdem führten die Freunde der Volksmission an Ostern (in Bad Dürkheim) und Pfingsten (in Gimmeldingen) evangelistische Tagungen durch. Die dadurch erreichten Menschen wurden in Hauskreisen gesammelt.

Und was waren die Schwerpunkte meiner Tätigkeit in den Jahren 1959 bis 1967? Ausführliche Berichte über meine Tätigkeit als Leiter des Volksmissionarischen Amtes liegen im Archiv des Protestantischen Landeskirchenrates in Speyer am Rhein. Ich selber habe – zum Glück – keine Unterlagen aus dieser Zeit. Wieso «zum Glück»? Weil meine «Erinnerungen» sonst mit einer unendlichen Fülle von Details überschwemmt würden. Und so werde ich weiterfahren wie bisher einfach nur das schreiben, was mir gerade einfällt.

Es fällt mir ein, dass ich zunächst die Arbeit meines Vorgängers fortgesetzt habe. Wir haben in zahlreichen Gemeinden eine «Woche der Besinnung» durchgeführt, in der es darum ging, bei treuen Gemeindegliedern und bei den sogenannten «Randsiedlern» der Kirche den Glauben an Jesus Christus zu wecken und zu stärken.

Wir haben Wald- und Campinggottesdienste veranstaltet und dadurch Menschen erreicht, die normalerweise nicht an einem Gottesdienst teilgenommen hätten. Eine gute Lautsprechanlage und ein aufgelockertes Programm – auch für Kinder – weckte das Interesse vieler Spaziergänger und Camper. Wir haben ausserdem Einsätze bei Messen durchgeführt, so z.B. bei der Internationalen Schuh- und Ledermesse in Pirmasens.

Ein Dienst, der mir besonders am Herzen lag, waren die jährlichen Bibelwochen-Vorbereitungen. Die gesamtdeutsche Bibelwochen-Vorbereitung fand jeweils in Ost-Berlin statt, zusammen mit den Bibelwochen-

Vertretern der DDR-Kirchen (die nicht in den Westen reisen durften).

In der Pfalz habe ich die Bibelwochen-Vertreter der einzelnen Dekanate entweder ins «Haus am Mühlberg» nach Enkenbach oder ins Predigerseminar nach Landau eingeladen. Dort haben wir Jahr für Jahr mehrere Tage lang unter der Anleitung renommierter Exegeten über griechische und hebräische Texte gebrütet und dann in den einzelnen Gemeinden das Ausgebrütete als Bibelwoche dargeboten. Aus dieser Bibelwochenarbeit sind u. a. folgende Publikationen entstanden: Auslegung des Vaterunsers von Rolf Knierim, Auslegung der Bergpredigt von Ulrich Luck, Auslegung von Texten aus dem 1. Korintherbrief von Walter Hollenweger, Hebräische Präparationen zu Texten aus Jesaja von Winfried Frech und meine Auslegung des Philipperbriefes.

Das also waren die Dienste, die ich von meinem Vorgänger übernommen und zusammen mit meinen Mitarbeitern weiter ausgebaut habe.

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Und wer waren meine MitarbeiterInnen? Als ich die Leitung des Volksmissionarischen Amtes übernahm, gab es zwei ältere und einen jüngeren Mitarbeiter. Die beiden älteren Mitarbeiter waren Adolf Steck und Ludwig Katzenmaier. Adolf Steck war vor allem für missionarische Einsätze in Gefängnissen verantwortlich.

Er wohnte in Neuhoof direkt an der elsässischen Grenze. Ludwig Katzenmaier wohnte in Ludwigshafen am Rhein, er leitete dort die Geschäftsstelle des Volksmissionarischen Amtes. Der jüngere Mitarbeiter Martin Beck war als «Volksmissionar» verantwortlich für Wald- und Camping-Gottesdienste und für missionarische Gemeindeeinsätze. Nachdem Adolf Steck aus Krankheits- und Altersgründen pensioniert worden war und Ludwig Katzenmaier vollzeitlich als freier Evangelist tätig wurde (vor allem im Rahmen der «Münchener Hauskreise» und der «Freunde der Volksmission») habe ich die Geschäftsstelle des Volksmissionarischen Amtes nach Klingenmünster verlegt und Erika Richter aus Steinen, eine Mitarbeiterin des Marburger Kreises, als Geschäftsführerin berufen. Als zweiten Volksmissionar habe ich Winfried Frech aus Edenkoben berufen. Ich war damals mit 32 Jahren der Älteste unseres Teams, die anderen waren noch keine dreissig Jahre alt! Wir vier waren also einige Jahre lang ein sehr junges Team. Wir haben wunderbar zusammengearbeitet und uns auch auf der menschlichen Ebene sehr gut verstanden (und haben bis heute freundschaftlichen Kontakt!).

Einige Wochen bevor Erika Richter 1965 wegen Heirat unser Mitarbeiterteam verlassen hat, habe ich Rudolf Draffehn, ebenfalls ein Mitarbeiter des Marburger Kreises, der einige Jahre älter war als wir vier, als Geschäftsführer nach Klingenmünster berufen. Erika hat ihn dann in sein neues Amt eingearbeitet und ist anschliessend zu ihrem Gatten nach Steinen bei Lörrach gezogen.



v. links: Rudolf Draffehn, Erika Richter (sitzend), Winfried Frech, Martin Beck (Arnold hat fotografiert) bei einem Betriebsausflug

Und was gab es sonst noch in Klingenmünster? Wie schon in Ludwigshafen besuchten uns auch in Klingenmünster mancherlei Bittsteller. So kam zum Beispiel einmal um die Mittagszeit ein Mann und bat um Geld. Ich sagte ihm, dass er von uns kein Geld erhalten könne, aber wenn er wolle, sei er freundlich zum Mittagessen eingeladen. Nach kurzem Zögern erklärte sich der Bittsteller einverstanden und begab sich mit uns an den Mittagstisch. Doch während der Mahlzeit legte er plötzlich sein Besteck beiseite und sagte: «Härr Parrer, ich kann nimmi!» («nimmi» = «nicht mehr»). Als er mein Erstaunen über seinen geringen Appetit merkte, sagte er: «Wisset Sie, ich häb nämlich schunn Middach

gässe! Awer wie Sie mich zum Esse oiglaade hänn, häb ich gedänt: Nämmschd, wasd kriegschd!»

Ein anderer Fall war Herr Z. Von der Inneren Mission wurden wir gefragt, ob wir bereit seien, für eine kurze Übergangszeit einen ca. 50-jährigen entlassenen Strafgefangenen, der keine Angehörigen habe, in unser Gästehaus aufzunehmen. Als Gegenleistung könne sich Herr Z. ja ein wenig in unserem Garten nützlich machen. Und so stand Herr Z. am nächsten Tag vor unserer Tür. Es war gerade Mittagszeit und so haben wir ihn zum Mittagessen eingeladen. Anschliessend schaute sich Herr Z. in unserem Garten um und meinte: «Ich werde nicht im Gästehaus, sondern in eurem ‹Gaadehais› wohnen.» Wir hatten nichts dagegen und so hat sich Herr Z. in unserem Gartenhäuschen eingerichtet. Das Mittagessen hat er jeweils zusammen mit uns eingenommen. (Ilse graute es ein wenig vor ihm, da seine Tischsitten und sein Gesprächsniveau nicht dem entsprach, was sonst bei uns üblich war.) Zum Abendessen begab sich Herr Z. jeweils ins nahe gelegene Gasthaus, wo er essen und vor allem trinken konnte, was ihm behagte.

In unserem relativ kleinen Garten betätigte sich Herr Z. nur selten. Er betrachtete diese Arbeit als eine kleine Freizeitbeschäftigung, die er ab und zu ohne besonderen Ehrgeiz wahrnahm. Nach etwa zwei Wochen hatte die Innere Mission eine neue Bleibe für Herrn Z. gefunden, und so verabschiedete sich Herr Z. von uns und zog weiter. Einige Tage später erhielt ich von dem Gast-

haus, in dem Herr Z. jeweils gegessen und getrunken hat, eine Rechnung, aus der ersichtlich war, dass Herr Z. dort nicht nur regelmässig seine Abendmahlzeit eingenommen, sondern sich oft auch einen Frühschoppen und einen Nachmittagskaffee genehmigt hat. Da es für uns selbstverständlich war, dass Herr Z. seine Wirtschausrechnung jeweils selber (von seinem Sozial-Geld) bezahlt, zumal er ja bei uns kostenlos wohnen und zu Mittag essen konnte, waren wir über die nicht geringe Rechnung des Gasthauses doch recht erstaunt. Ich begab mich deshalb in das Gasthaus, wo mir die recht resolute Wirtin erklärte, dass Herr Z. ihr gesagt habe: «de Härr Parrer bezahls!» Nachdem ich den Irrtum aufgeklärt und der Wirtin empfohlen hatte, sich wegen der Adresse von Herr Z. und wegen Bezahlung der Rechnung an die Innere Mission zu wenden, dachte ich, dass damit der Fall erledigt sei.

Doch dies war keineswegs der Fall. Sondern nach einigen Wochen erhielt ich eine Vorladung des Amtsgerichts Landau «in Sachen Z.». Nach Rückfrage beim zuständigen Staatsanwalt erfuhr ich, dass sich die Wirtin weder an Herrn Z. noch an die Innere Mission sondern an die Polizei gewandt und Herrn Z. als Zechpreller angezeigt hat. Und so begab ich mich nach Landau, um an meiner ersten und bisher einzigen Gerichtsverhandlung teilzunehmen. Herr Z., der als Angeklagter an der Gerichtsverhandlung teilnahm, begrüßte mich freundlich wie einen alten Bekannten. Da er seine Zechprellerei ohne Weiteres eingestand, war ich als Zeuge überflüssig. Ich habe das Gericht lediglich gebeten, Herrn Z.

«mild» zu bestrafen, worauf Herr Z. gar keinen besonderen Wert zu legen schien, sondern meinte: «Do geh ich halt widder zum Parrer Kaps!» (Pfarrer Kaps war der Gefängnispfarrer, mit dem sich Herr Z. bei seinem letzten Gefängnisaufenthalt recht gut verstanden hat.)

Im Kreis der Familie

Und wie erging es der Familie in Klingenmünster?

Vor einigen Tagen entdeckte ich beim Wühlen in einer der vielen ungeordneten Kisten und Kästen «zufällig» zwei Weihnachtsbriefe aus den Jahren 1963 und 1964. Sie geben einen authentischen Einblick in unsere damalige Situation und vor allem in das «Werden und Wachsen» unserer Kinder:



Liebe Freunde und Verwandte !

Eigentlich war es unser Wunsch wenigstens einigen von euch einen handgeschriebenen Weihnachtsgruß zu senden. Die Wochen und Tage vor Weihnachten waren jedoch so randvoll gepackt mit beruflichen und hausfraulichen Verpflichtungen, daß dies einfach nicht gelingen wollte - und heute ist nun schon der 24. Dezember ! Es ist früh am Morgen. Draußen ist noch alles finster und die durch die Fenster-ritzen eindringende Luft läßt uns ahnen, daß es sehr kalt ist. Die Kinder schlafen noch.

Gestern haben wir die letzten Weihnachtsvorbereitungen getroffen, unsere schöne Schwarzwaldtanne aus Steinen steht schon halbgeschmückt im Weihnachtszimmer. So bleibt ein wenig Zeit zum Nachdenken.

Das vergangene Jahr war wohl das gefüllteste, das wir bisher erlebt haben: Der Tod von Vater Baumann im Februar, Stephans Geburt im März, Ilses lange Krankheit mit anschließender Kur von April bis August (die Familie war während dieser Zeit auf 5 Stellen verteilt). Arnold war sehr viel unterwegs zu Vorträgen, Tagungen und Konferenzen. Wir haben den Eindruck, daß die Menschen wie selten zuvor offen sind für das Wirken des Heiligen Geistes. Überall spüren wir ein neues Erwachen innerhalb der Christenheit. Die Erfahrungen des vergangenen Jahres haben uns sehr ermutigt, sodaß wir mit ganz großer Freude und Hoffnung dem kommenden Jahr entgegensehen und gespannt sind auf das, was Gott tun wird.

A n n e d o r e (9 J.) ist jetzt in der 3. Klasse und liest schrecklich gerne. Sie hat schon eine kleine Bibliothek ausgelesen.

A n d r e a s (7 J.), unser Zweitklässler ist vor allem praktisch begabt. Er malt, modelliert und bastelt. Er fühlt sich am wohlsten auf dem Bauernhof seines Onkels in Hochspeyer. Er will einmal Bauer werden. Ob man ein Kind heute dazu ermuntern sollte ?

C l e m e n s (4 J.) besucht den Kindergarten und prügelt sich freundschaftlich mit seinem Freund Rainer Frech. Er ist stolzer Besitzer eines Miniatur-Autoparks und freut sich, wenn sein Vater ihm ab und zu (was selten genug vorkommt) eine Bärengeschichte erzählt. Im übrigen ist er wohl der gerissenste von unseren Vieren. Er will Pfarrer werden (!).

S t e p h a n (9 Monate) krabbelt noch im Laufstättchen und interessiert sich für süßen Brei, Fläschchen - und Musik. Er ist ein sehr braves Kind.

Ein frohes, gesegnetes Neues Jahr wünschen Euch
von Herzen E u r e Arnold und Ilse.

Liebe Freunde und Verwandte!

Der 4.Adventssonntag neigt sich seinem Ende entgegen. Es ist jetzt still im Haus und wir haben ein wenig Zeit, an Euch alle zu denken.

Vor einer halben Stunde kamen wir aus der Weihnachtsfeier des Kindergottesdienstes zurück. Annedore wirkte beim Krippenspiel mit als Verkündigungsgengel, Andreas als König Herodes und Clemens sang im Kinderchor.

Wenn wir an das schnell verflogene Jahr 1964 zurückdenken, dann haben wir den Eindruck, daß es ein sehr arbeitsreiches Jahr gewesen ist.

Obwohl die Termine sich manchmal stark häuften, konnte Arnold seinen Dienst in einer großen inneren Ruhe und Gelassenheit tun. Wir haben es immer wieder erlebt, daß Gott selber am Werk ist und neue Türen öffnet. Wo Gott wirkt, bedarf es nicht unserer Energie und Aktivität, sondern nur eines stillen Hörens und Gehorchens.

Aus der Familie ist zu berichten, daß Ilses Gelbsucht nun völlig ausgeheilt ist. Selbst der Arzt war über das gute Ergebnis der letzten Untersuchung erstaunt.

A n n e d o r e (10 Jahre) liest immer noch gerne und es ist nicht ganz einfach, in der nötigen Geschwindigkeit die erforderliche Buchmenge zu beschaffen. Außerdem übt sie fleißig Blockflöte.

A n d r e a s (8 Jahre) hat seit einigen Wochen Gitarrenstunde. Er übt mit einer wahren Verbissenheit (worüber die Eltern sehr staunen).

C l e m e n s (5 Jahre) spielt bei den gelegentlichen Adventsmusikabenden Tamburin oder Triangel. Ansonsten besucht er noch eifrig den Kindergarten.

S t e p h a n (1 3/4 Jahre) fährt mit Begeisterung auf einem kleinen Traktor oder in der ersten Etage des Teewagens "Auto". Alles, was ihm gefällt, ist "sää" (= schön).

Wir wünschen, daß bei Euch allen die Weihnachtstage und das Neue Jahr nicht nur "sää", sondern auch friedlich und gesegnet sein möchten.

Es grüßen Euch von Herzen

Eure Arnold und Ilse

1964

Wenn ich heute diese Briefe lese, bin ich erstaunt, wie sich schon im Interesse der Kleinen und Kleinsten die zukünftigen Berufswege und Hobbies andeuten. So liest Annedore (sie wird seit langer Zeit mit ihrem dritten Namen «Sulamith» oder «Silla» genannt) immer noch gern und sehr viel. Die Blockflöte wurde unterdessen von der Querflöte und vom Gesang abgelöst. Ausserdem ist sie eine gefragte Psychologin und Psychotherapeutin.

Andreas («Andy») ist tatsächlich «Bauer» geworden und wohnt seit einigen Jahren in Senegallia (Italien), wo er einen Olivenhain betreut und ein vorzügliches Olivenöl produziert. Er ist nach wie vor ein grosser Praktiker. Aber vor allem hat er es auf der Gitarre zur Meisterschaft gebracht. Vor seiner Auswanderung nach Italien war er Musiklehrer in Winterthur. Demnächst will er in die Schweiz zurückkehren, um wieder als Musiker und Musiklehrer zu wirken.

Auch Clemens («Clemi») macht immer noch «Musik» und wirkt seit Jahrzehnten als bekannter Liedermacher in ganz Deutschland und in der Schweiz und manchmal auch darüber hinaus. Er ist tatsächlich «Pfarrer» geworden!

Stephan («Steff») hat nach wie vor Interesse an gutem Essen und Trinken – und an Musik. Er spielt in der Schweiz in einer Band (Percussion, Guitar und Voice), u. a. auf den Ausflugsschiffen des Vierwaldstättersees. Er könnte vermutlich im Rückblick auf sein bisheriges Leben mit Frank Sinatra singen: «I did it my way!»

Aufbruch zu neuen Ufern

Infolge meiner Mitarbeit bei den jährlichen Treffen der Leiter der Volksmissionarischen Ämter in Deutschland und infolge meiner Praktika bei Alex Funke und Guido Groeger und – last but not least – infolge meiner Studienreise durch die USA habe ich neue Aufgaben in Angriff genommen. Um diese Aufgaben durchführen zu können, habe ich schon bald nach meinem Amtsantritt bei der Synode der Pfälzischen Landeskirche beantragt, das bisher eher bescheidene Budget des Volksmissionarischen Amtes zu verzehnfachen. Da mein Antrag wohlbegründet war, hat die Synode meinen Antrag einstimmig genehmigt (was ich als einen grossen Vertrauensvorschuss empfand!). Und so konnte ich neue Aufgaben anpacken.

Und worin bestanden diese «neuen» Aufgaben?

Als Ergänzung zur Arbeitsgemeinschaft für Seelsorge (AGS), in deren Zusammenkünfte (vor allem durch den Einfluss von Ludwig Katzenmaier) ein eher traditionell pietistischer Frömmigkeitsstil gepflegt wurde, habe ich schon unmittelbar nach meinem Amtsantritt Arthur Richter, den Leiter des Marburger Kreises (MK) in die Pfalz eingeladen. Ab 1960 führten wir dann regelmässig «Gäste-Tagungen» in Bad Dürkheim, Enkenbach und Hochspeyer durch. Zielgruppe der Einzuladenden waren «moderne, saekularisierte» und vor allem jüngere Menschen. Diese Tagungen waren jeweils sehr gut besucht, oft hatten wir Wartelisten. Schon bald entstand ein eigenes Leitungsteam für die-

se Tagungen, so dass wir auf die Mitarbeit von Arthur Richter allmählich verzichten konnten. Zu diesem Leitungsteam gehörten neben Ilse und mir Friedemann und Irmgard Werner, Rudi Hess, Christel und Jürgen Pfriem, Hans Graf zu Dohna, Heidi und Peter von Wedemeyer, Hanne und Frieder Wagner u. a. Der Tagungsstil des Marburger Kreises war wie bei der Gruppenbewegung sachlich «unreligiös». Menschen, die sich auf diesen Tagungen «entschieden» haben, wurden in örtlichen «Mannschaften» aufgenommen und ermutigt, bei zukünftigen Tagungen mitzuarbeiten. Vor allem ging es jedoch darum, dass sich die «Marburger» in ihrem Beruf als Christen bewähren. In Zusammenarbeit mit Mitarbeitern des Marburger Kreises veranstaltete das Volksmissionarische Amt regelmässig Wochenendtagungen, u. a. für bestimmte Berufsgruppen wie zum Beispiel für Lehrer oder für Ärzte.

Ein wesentliches Ziel volksmissionarischer Arbeit bestand für mich darin mitzuhelfen, dass aus landeskirchlichen «Betreuungs»-Gemeinden «mitarbeitende» Gemeinden werden. Es ging also um das «Mündig-Werden» der «Laien» (dem Wortsinn nach «des Volkes Gottes»), also der Gemeindeglieder.

Zu diesem Zweck habe ich – wie oben erwähnt – bereits während meiner Tätigkeit in Ludwigshafen ein «Laienseminar» ins Leben gerufen. Es versammelte sich dort ein Kreis von Laien, der im Laufe von drei Jahren Bücher über dogmatische, ethische und seelsorgerliche Fragen durcharbeitete und zwar so, dass alle vierzehn Tage ein Teilnehmer über ein Kapitel eines bestimmten

Buches (das sich jeder angeschafft hatte) referierte und anschliessend mit den anderen, die ebenfalls das entsprechende Kapitel gelesen hatten, darüber sprach. Im Wechsel dazu wurden vierzehntägig Bibelauslegungen von den einzelnen Teilnehmern dargeboten und anschliessend besprochen. Der Pfarrer hatte lediglich die Funktion des stillen Zuhörers und griff nur, falls nötig, beratend ein.

Schon bald haben Mitglieder des Laienseminars auch praktische Aufgaben in den Gemeinden übernommen, z. B. Mitarbeit bei der Predigtvorbereitung und im Besuchsdienst.

Als ich nach mehr als dreissig Jahren zu einem Vortrag in die Gemeinde Ludwigshafen-Süd eingeladen wurde, wurde ich von Mitgliedern des Laienseminars

*Casimirianum
in Neustadt*



begrüsst mit den Worten: «Das Laienseminar besteht immer noch!»

Als Leiter des Volksmissionarischen Amtes initiierte ich 1964 ein überregionales Laienseminar im Casimirianum in Neustadt an der Weinstrasse. Das Casimirianum war in der Reformationszeit die Theologische Fakultät der Evangelisch-Reformierten Kirche der Kurpfalz. Dort unterrichtete neben anderen der Mitverfasser des «Heidelberger Katechismus», Zacharias Ursinus (der in der Neustadter Stiftskirche begraben ist).

Dieses Laienseminar war eine Art Theologische Fakultät für Laien. Wir arbeiteten im Vorlesungs- und Seminarstil. Folgende Fächer standen auf unserem Programm: Altes und Neues Testament, Kirchengeschichte und Psychologie. Sie wurden von guten Kennern dieser Fachgebiete behandelt.

In Kaiserslautern wurde die Laien-Schulung von unserer Mitarbeiterin Anneliese Sturm im sogenannten «Samstags-Rundgespräch» durchgeführt.

Für dörfliche Verhältnisse haben sich Laienseminare bewährt, bei denen einmal im Jahr eine Woche lang ausführlich über ein Thema gesprochen wurde. So behandelte zum Beispiel eine Gemeinde in vier Jahren folgende Themen: Bibel, Gesangbuch, Katechismus, Gestalten der Kirchengeschichte.

Neben der «Arbeitsgemeinschaft für Seelsorge» (AGS) und dem Marburger Kreis (MK) arbeitete auch der Landesverband Pfalz-Saar der Evangelischen Akademikerschaft (EA) regelmässig mit dem Volksmissionarischen

Amt zusammen. Da ich Vorstandsmitglied und Hauskreisreferent der EA war, ergab sich diese Zusammenarbeit ganz selbstverständlich.

Einmal jährlich trafen wir uns zu Bibelstudententagungen, bei denen uns ein Hochschullehrer (in der Regel Dr. Rolf Knierin aus Heidelberg) vom Freitag bis Sonntag gründlich in die theologischen Probleme biblischer Bücher einführte. Bis zu siebzig TeilnehmerInnen kamen zu diesen äusserst interessanten Tagungen.

Missionarischer Gottesdienst

Dass es nicht bei der Laien-*Schulung* blieb, sondern dass die Laien auch praktische Aufgaben übernahmen, macht folgendes Experiment deutlich, das das Volksmissionarische Amt gemeinsam mit der Evangelischen Akademikerschaft durchgeführt hat. Ich habe 1966 Walter Hollenweger, damals Leiter des Referats für Fragen der Verkündigung im Weltkirchenrat, zu einer Tagung nach Enkenbach bei Kaiserslautern eingeladen.

Das Thema dieser Tagung lautete: «Strukturen einer missionarischen Gemeinde». Ich hatte mit Walter vereinbart, dass wir im Lauf dieser Tagung gemeinsam einen missionarischen Modellgottesdienst erarbeiten wollen. Die Vorstandsmitglieder der Evangelischen Akademikerschaft trauten sich jedoch die Durchführung eines solchen Gottesdienstes nicht zu, so dass ich mich genötigt sah, eine Tagung im üblichen Stil anzu-

setzen. Wie es dann doch zu einem Modellgottesdienst gekommen ist, berichtet Walter Hollenweger im Informationsbrief des Oekumenischen Rats der Kirchen vom Februar 1967:

Das Volksmissionarische Amt der Pfalz hatte mich gemeinsam mit der Evangelische Akademikerschaft zu einer Tagung über «Strukturen einer missionarischen Gemeinde» eingeladen. Ich nahm die Einladung unter der Bedingung an, dass nicht Vorträge mit anschliessender Referentenbefragung aufs Programm gesetzt würden, sondern ich schlug vor, einen missionarischen Gottesdienst gemeinsam zu erarbeiten und im Zusammenhang mit dieser Arbeit die Strukturen einer missionarischen Gemeinde zu überdenken.

Jedoch wurde mir dann trotzdem ein gedrucktes Programm der üblichen Art zugestellt: Vorträge, Vorträge, Vorträge, dazwischen ein paar Diskussionen und eine Gebetsgemeinschaft. Am ersten Abend der Tagung (Freitagabend) erzählte ich die Vorgeschichte der Tagung:

Wenn ich Ihnen die verlangten Vorträge halte, werden Sie mir am Schluss des Vortrags beweisen, dass Ihre Pfarrer Sie an der Entfaltung missionarischer Strukturen hindern. Um zu diesem Ergebnis zu kommen, ist aber Ihre und meine Zeit zu kostbar. Halte ich nämlich den gleichen Vortrag vor Ihren Pfarrern, so werden diese die Schuld auf die Laien abschieben. Halte ich ihn vor Pfarrern *und* Laien, so wird der «schwarze Peter» wieder den Abwesenden, in diesem Fall der Kirchenlei-

tung, zugeschoben. Spreche ich aber mit der Kirchenleitung, so sagt diese: «Bitte, wir unterstützen jedes Experiment.» Ich schlage daher vor, das ursprüngliche Programm (Vorbereitung eines missionarischen Gottesdienstes) auszuarbeiten.

1. Phase:

Die folgende Diskussion hätte man als Schulbeispiel rationalistischer Fluchtmechanismen auf Tonband aufnehmen sollen:

Einwand: Wir haben zu wenig Zeit. (Freitagabend bis Sonntagmorgen)

Regisseur: Mancher Pfarrer wäre froh, er hätte einen Abend, einen Tag, einen Morgen und zwei Nächte zur Vorbereitung eines Gottesdienstes zur Verfügung. Zudem ist er nur einer, Sie aber sind vierzig.

Eine solche Sache muss im Gebet vorbereitet werden.
Sie haben zwei Nächte Zeit zum Beten.

Aber wenn der Gottesdienst missrät, tragen Sie die Verantwortung.

Natürlich nicht. Es ist *Ihr* Gottesdienst. Er wird nach Ihren Ideen und gemäss Ihren Talenten gestaltet. Ich bin nur Ihr Helfer. Auch soll es schon vorgekommen sein, dass traditionelle Gottesdienste missraten sind. Predigen, Gottesdienste planen, Gebete formulieren können wir nur *sola gratia*, das heisst im Bewusst-

sein, dass Gott uns auch unsere Gottesdienste, *gerade* unsere Gottesdienste, vergeben muss.

Wir haben kein Kirchengebäude, in dem Gottesdienst abgehalten werden kann.

Eine Kirchengemeinde von Kaiserslautern ist bereit, den von Ihnen vorbereiteten Gottesdienst unter dem Titel «Oekumenischer Gottesdienst» am Sonntagmorgen in ihr Kirchengebäude anstelle des normalen Sonntagmorgen-Gottesdienstes aufzunehmen.

Die Kirchenleitung ist dagegen.

Morgen wird Ihr Kirchenpräsident zu uns kommen. Fragen Sie ihn selber.

Nun können Sie immer noch wünschen, dass ich meine Vorträge halte. In diesem Falle würde ich dann über das Thema sprechen: «Was wir tun würden in dieser Tagung, wenn wir es täten.» Das war auch für vorsichtige Pfälzer zu vorsichtig. Sie wollten also das Experiment wagen. So kamen wir zur 2. Phase.

2. Phase:

Bestimmung des Themas. Ich fungierte wieder als Gesprächsleiter. Das Gespräch schlug nach allen Seiten aus, in die höchsten theologischen Höhen, in die tiefsten philosophischen Tiefen und in fast unübersehbare emotionale Breiten. Ein solches Gespräch darf aber nicht abgeklemmt werden. Es ist von höchster psychohygienischer Bedeutung. Es ist sozusagen ein Locke-

rungslauf für den kommenden Marsch, eine Fingerübung für das kommende Konzert. Meine einzige Möglichkeit, das Gespräch zu beeinflussen, war der Hinweis darauf, dass es mit grösster Wahrscheinlichkeit Sonntagmorgen 10 Uhr würde.

Schliesslich kristallisierte sich als Thema heraus: «Die Einsamkeit des Menschen». Man wollte seine Isolierung darstellen in Kirche, Freizeit und Beruf, aber auch die Isolierung der drei Bereiche untereinander.

3. Phase:

Aufteilung in Untergruppen:

- A Vom Beginn bis zum Predigtteil (hauptsächlich Situationsanalyse und Sündenbekenntnis)
- B Predigtteil
- C Von der Predigt bis zum Segen (hauptsächlich Fürbitte)
- D Musikalische Spezialaufgaben

4. Phase:

Ich greife aus der 4. Phase die Arbeit der Gruppe A heraus:

Beginn bis zur Predigt. Ich hatte der ganzen Gruppe vorgeschlagen, sich im Aufbau des Gottesdienstes an die Pfälzer Liturgie zu halten. Dieser Vorschlag wurde angenommen. Die Gruppe A hatte im Wesentlichen ein Sündenbekenntnis zu formulieren. Ich fungierte wieder als Regisseur und ging von einer Gruppe zur anderen. Da natürlich der Start eines Gottesdienstes entscheidend für den Spannungsbogen der Liturgie ist, bat

ich Gruppe A, möglichst rasch ein Konzept vorzulegen, so dass die andern Gruppen darauf aufbauen konnten. Das gelang aber nicht. Die Gruppe A versuchte, Gebete zu formulieren, brachte aber nichts Rechtes zustande. So versuchte sie zuerst, das Problem des Anfangsliedes zu lösen und wählte in Übereinstimmung mit Gruppe D: «Wer nur den lieben Gott lässt walten ...». Das Lied wurde durch Zwischenbemerkungen unterbrochen. Einige Gruppenmitglieder standen auf der Empore und riefen: «Stimmt bei mir nicht!» – «Ich habe es versucht, es ist schwer.» – «Sind wir denn alle Waschlappen, dass *unsere* Anstrengung nichts gilt?» etc. (Ich muss alles aus dem Gedächtnis zitieren, da ich keine Unterlagen besitze.) Dieser Anfang gab der Gruppe Mut, nun auch das Gebet zu formulieren.

«Aber wie?», klagte eine junge Frau. Ich fragte sie nach ihrem Beruf: «Ich bin Kunststudentin und male abstrakte Bilder.» – «Holla», sagte ich, «dann müssen Sie das Sündenbekenntnis nicht schreiben, sondern malen. Können Sie das?» – «Nein, das kann man nicht!» – «So. Können Sie nicht freiflottierende Elemente – Sie wissen, unser Thema heisst Isolierung –, Striche und Kreise so darstellen, dass sie intuitiv in ihrer kalten Einsamkeit erfasst werden?» – «Doch, das kann man. Aber ich habe keine Leinwand und keine Farbe hier.» – «Lassen Sie das meine Sorge sein. Können Sie nicht auf ein Leintuch farbige, zugeschnittene Tuchfetzen so verteilen, dass der von Ihnen gewünschte Effekt eintritt?» – «Doch, aber es muss eine bestimmte Spannung der Farben und Formen entstehen. Das kann man nicht einfach

so hinwerfen.» – «Einverstanden, darum können nur Sie dieses Bild entwerfen, denn Sie verstehen schliesslich etwas von diesen Spannungsverhältnissen.» Und so schuf sie ein für mein Empfinden sprechendes Bild, das ihren eigenen Anforderungen an abstrakte Kunst entsprach.

(Ich habe das obige Gespräch wiedergegeben, um den Vorgang der Selbstentdeckung einer Begabung für den Verkündigungsdienst zu beschreiben.)

Nun stellte sich für Gruppe A die Aufgabe, dieses Bild liturgisch zu integrieren. Die einfachste Weise, eine komplizierte Sache zu erklären, ist, deren Entstehung zu erzählen – eine Methode, die die Bibel (Schöpfungsgeschichte, Stiftshütte, Tempel etc.) und die griechischen Schriftsteller meisterhaft beherrschen.

Also erzählte die Künstlerin (ich nehme jetzt die endgültige Form des Gottesdienstes vorweg): «Ich versuche, meinen Beruf als Gottesdienst zu verstehen. So wie wir in unserem Lied gesungen haben. Dieses Bild habe ich gemalt. Was sagen Sie dazu?»

Ein Mitarbeiter der Gruppe A kam aus dem Kirchenschiff nach vorn und artikulierte den ersten Schock der Gemeinde: «Das ist wieder ein Beispiel der sogenannten modernen Kunst, die kein Mensch versteht. Meine kleine Elisabeth im Kindergarten hätte das ebenso gut gemacht.» Auf diesen Frontalangriff musste ein Beitrag kommen, der das Bild besser interpretierte – übrigens eine Stilisierung des echten Gesprächs in der Gruppe A. Ein zweiter Mann sagte: «Ich verstehe das Bild. Es erinnert mich an ein Dancing. Jeder tanzt für sich allein,

ohne Partner oder Partnerin, ganz in sich selbst versunken.» Darauf ertönte von einem versteckten Plattenspieler Tanzmusik, und sechs Tänzer und Tänzerinnen tanzten in einem stilisierten Twist um den Altar. Dieser Tanz wirkte durch seinen Stellenwert in der Liturgie geradezu melancholisch; die getanzte Verkörperung der Einsamkeit, wo es eigentlich um die Zweisamkeit ginge. Mitten im Tanz brach die Musik ab. Die Tänzer blieben stehen, wo sie waren, und ein Mitarbeiter spielte auf der Mundharmonika das Lied: «Ich weiss nicht, was soll es bedeuten, dass ich so traurig bin.» Die Mundharmonika war neben der Orgel das einzige Musikinstrument, das die Musikgruppe D hatte auftreiben können. Man hatte ja nicht erwartet, an dieser Tagung aktiv einen Gottesdienst gestalten zu müssen, infolgedessen hatte man seine Instrumente zu Hause gelassen. Umso wichtiger war es, dieses einzige Instrument sachgerecht und liturgisch richtig zu verwenden. – Ein dritter Mann erkannte in dem Bild seine Fabrik. Darauf sah man eine Pantomime, die die unzusammenhängenden Funktionen eines Fabrikationsprozesses darstellte. Hierauf wieder die Mundharmonika: «Ich weiss nicht, was soll es bedeuten ...» – Der vierte Mitarbeiter stellte sich vor: «Ich bin Pfarrer. Das Bild erinnert mich an die Kirche.» Pantomime: Ein Pfarrer steht vor seiner Gemeinde. Er hebt das schwarze Liturgiebuch. Die Gemeinde erhebt sich. Er senkt es. Sie setzt sich. Und das sechsmal. Darauf ertönte feierlich der Mundharmonika-Choral: «Ich weiss nicht, was soll es bedeuten, dass ich so traurig bin.» – Darauf stellte sich die Künstlerin wieder

neben ihr Bild: «Und nun? Da bleibt nur eines übrig. Herr, erbarme dich!» Im folgenden Gebet wurde unsere Ratlosigkeit als «Kyrie eleison» formuliert.

Für die Einstudierung der stilisierten Pantomimen hatte ich in einer Gruppe einen jungen Mann gefunden, der etwas davon verstand. Also bat ich ihn, die besonders heiklen Nahtstellen der Pantomime zu üben. Da die Gruppe selber zu wenig Mitarbeiter für die Ausführung ihres Programms hatte (Zwischenrufer, Pantomimen), musste sie Mitarbeiter aus anderen Gruppen adoptieren, die zwar dort mitformuliert hatten, aber bei der Verwertung im Gottesdienst nicht gebraucht wurden.

Die Darstellung von Predigt (die von drei Sprechern über Lukas 19,1–10 gehalten wurde), Liedern und Fürbittegebet übergehe ich. Immer wurde nach dem gleichen Prinzip vorgegangen: Entwicklung der *vorhandenen* Talente. Das Vaterunser wurde durch zwei Sprecher gebetet. Während der eine die jeweilige Bitte las, meditierte der andere in folgender Weise über diese Bitte:

Unser Vater im Himmel!

Dass wir dich, grosser Gott, Vater nennen dürfen, geht über unser Verstehen. Unsere Welt, in der wir leben, ist so arm an echten Vätern. Ich wehre mich gegen meinen eigenen Vater, weil er mich nicht versteht. Du verstehst mich! Du willst mich nicht als Knecht, sondern als dein Kind. Wenn ich bete, hörst du es, und ich kann mit allen Problemen zu dir kommen.

Geheiligt werde dein Name.

Dein Name ist Vater. Wir ehren dich, wenn wir uns wie deine Kinder benehmen. Manchmal gehen die Nerven mit uns durch; wenn wir gereizt sind, haben wir keine Geduld miteinander. Hilf uns, Vater, deinem Namen keine Schande zu machen. Hilf uns, zu lieben, wie du uns liebst.

Dein Reich komme.

Es gibt so viele Bereiche, in denen wir leben und die wir lieben: die Musik, die Kunst, die Wissenschaft – dein Reich umfasst alle Bereiche und ist für alle Menschen da. Du fragst nicht nach Bildungsgrad, Parteibuch, Lebensalter oder Herkunft. Wo dein Reich anbricht, sind wir eins. Überall, wo Jesus, dein Sohn, unter uns ist, ist dein Reich schon angebrochen.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden.

Dein Wille, Gott – ich weiss, was ich will! Ich habe meine Meinung. Wir alle haben unsere Pläne. Wir wollen unseren Willen durchsetzen. Überall wird geplant, und trotzdem ist unsere Welt ein grosses Durcheinander. Du aber hast einen guten Plan für uns alle. Wo dein Wille geschieht, da ist schon der Himmel auf Erden.

Unser tägliches Brot gib uns heute.

Himmlischer Vater, wir werden uns auch heute wieder satt essen. Verzeih uns, wo wir es ohne Dank tun und wo wir meinen, wir hätten das gute Essen verdient. Wir vergessen, dass zwei Drittel aller Menschen auch heute

hungern müssen. Ich sehe vor mir das Bild des Hungerkinds mit dem aufgeschwollenen Bauch und den trostlosen Augen. Auch heute und morgen werden in Indien Kinder sterben, reihenweise! Himmlischer Vater, zeige uns heute morgen, wieviel Geld wir in die Kollekte für den Hunger in der Welt geben sollen, damit unser Geld denen zum täglichen Brot wird, die ohne dieses Geld nichts zu essen haben.

Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.

Schuld – Gott, du allein weisst, wie gross unsere Schuld ist, wieviel Liebe wir schuldig geblieben sind, wie viele Menschen wir alleingelassen haben. Du hast den Kranken gesehen, der vergeblich auf meinen Besuch gewartet hat. Du kennst auch die Augen meines enttäuschten Kindes, für das ich keine Zeit hatte. Vergib' uns Ehemännern, dass wir alle Handreichungen unserer Frauen so selbstverständlich nehmen und Dank und Anerkennung schuldig bleiben. Befreie uns von unserer Rechthaberei. Wir wollen aufhören nachzutragen, zu grollen oder beleidigt zu sein, wenn man uns übersehen hat.

Und führe uns nicht in Versuchung.

Ewiger Gott, führe du uns überhaupt! Nicht nur nicht in Versuchung, denn ohne deine Führung bleiben wir in der Versuchung stecken. Bewahre du auch unsere politischen Führer vor der Versuchung der Macht. Bewahre die Regenten der Welt auch vor der Atombom-

be. Bewahre auch uns, die Autofahrer, vor dem Rausch der Geschwindigkeit. Bewahre uns alle davor, immer mehr verdienen zu wollen, immer höhere Ansprüche zu stellen.

Sondern erlöse uns von dem Bösen.

Himmlischer Vater, das grösste Übel sind wir selbst. Erlöse uns von unserem EGO, durch Jesus Christus.

Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Als Postludium improvisierte der Organist eine Mixtur aus «Lobe den Herren, den mächtigen König» und «Alle Tage ist kein Sonntag».

5. Phase:

In der 5. Phase wurde der ganze Gottesdienst technisch geübt – ein äusserst wichtiger Vorgang, da die meisten Teilnehmer zum ersten Mal in einer Kirche sprachen und die Technik des Mikrofons, das langsame, innerlich mitgehende Sprechen eines vorbereiteten Textes geübt werden will (Anfänger sprechen immer zu rasch).

Nach dem Gottesdienst führte die Tagungsgruppe mit den Gottesdienstteilnehmern ein anderthalbstündiges Gespräch.

Wichtigste Frage war: «Kann ein solcher Gottesdienst auch von einer Gemeinde vorbereitet werden?» Auch hier kamen die gleichen stereotypen Ausweichantworten. Bereitet man einen solchen Gottesdienst

mit einer Gemeindegruppe vor, so heisst der Einwand: «Klar, eine Tagungsgruppe kann anderthalb Tage lang konzentriert arbeiten. Das geht in der Gemeinde nicht.» Bereitet man ihn mit einer Tagungsgruppe vor, so sagen die Frauen und Männer, die man zur Mitarbeit gewinnen will: «Wir können in zwei Tagen nicht leisten, was eine Gemeindegruppe in mehreren Wochen erarbeitet.» Hat man akademische Mitarbeiter, so heisst der Einwand: «Die Akademiker formulieren zu intellektuell.» Hat man aber ein nicht-akademisches Mitarbeiter-Team, so wird gesagt: «Wir sind nicht studiert, wir können es nicht.»

An dem Gespräch in Kaiserslautern war die Tatsache interessant, dass die Tagungsgruppe genau die Argumente gegen diese Art Gottesdienste hören musste, an die sie zwei Tage früher auch geglaubt hatte. Vor allem die anwesende Frau des Gemeindepfarrers zweifelte sehr an der Durchführbarkeit eines solchen Experiments auf Gemeindeebene, weil nämlich solch begabte Mitarbeiter in einer Gemeinde nicht aufzutreiben wären. Sie dachte natürlich, wir hätten zuerst ein Programm aufgestellt und dann die Mitarbeiter gesucht. Dabei hatten wir zuerst die Mitarbeiter (Mundharmonika-Spieler, Pantomime, Künstlerin etc.) und bauten die Liturgie auf Grund der Begabungen auf. So stiess denn auch ihr Einwand auf den Protest der Tagungsgruppe und einzelner Gemeindeglieder. Die Tagungsgruppe hatte im Verlauf der Vorbereitungen, endgültig aber erst während des Gottesdienstes ihre liturgischen Fähigkeiten entdeckt. Die Gaben waren zwar schon vor-

her da, aber sie waren in Bezug auf den Gottesdienst noch nicht freigeschauft.

«Aber», sagte die Frau Pfarrer, «niemand will uns helfen. Beweis: Unser Helferkreis geht zurück.» Antwort von einzelnen Gottesdienstbesuchern: «Wir können nicht wöchentlich, zweiwöchentlich oder monatlich einen Abend Mitarbeit versprechen. Aber zur Vorbereitung eines solchen Gottesdienstes würden wir uns für eine beschränkte Anzahl von Abenden zur Verfügung stellen. Wir kommen, wenn Sie uns wollen.»

«Evangelische Woche»

Und wo lagen die Hauptschwierigkeiten beim Aufbau einer «mitarbeitenden Gemeinde»? Sie lagen bei den Pfarrern und Dekanen.

Mitarbeitende Gemeinden bedeutete auf der einen Seite eine Entlastung des Pfarrers – er braucht nicht mehr alles selber zu machen. Auf der anderen Seite bedeutete es aber auch Mehrarbeit für den Pfarrer, denn wenn eine Gemeinde lebendig wird, bleibt es für den Pfarrer nicht bei den Standard-Veranstaltungen Gottesdienst, Kasualien, Unterricht, sondern er muss dann auch für die Mitarbeitenden da sein und ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Ich habe deshalb den Dekan bis zu einem gewissen Grade verstanden, dem wir auf Wunsch einiger Gemeindeglieder einen missionarischen Einsatz in seiner

Gemeinde vorgeschlagen haben, der daraufhin meinte: «Lassen Sie doch den Hund schlafen!»

Ja, in einer mitarbeitenden Gemeinde heisst es für den Pfarrer, auf «Rechte» zu verzichten und Verantwortung abzugeben. Und zu erleben, dass «Laien» manches besser machen als er.

Es kann aber auch für einen Pfarrer eine grosse Freude bedeuten, wenn eine Gemeinde erwacht und wenn aus einem «schlafenden Hund» eine lebendige mitarbeitende und feiernde Gemeinde wird!

Hierzu ein Beispiel: Seit vielen Jahren war die «Geistliche Woche», die – von «Laien» initiiert und verantwortet – alljährlich in einer zentralen Kirche in Mannheim stattfand, ein Anziehungspunkt für viele Menschen, auch für mich. Bedeutende Persönlichkeiten hielten dort Vorträge über aktuelle und spannende Themen. Bis heute lese ich gerne in den Büchern des schwedischen Bischofs Bo Giertz, den ich 1952 bei der «Geistlichen Woche» kennengelernt habe und der mir in sein Buch «Die grosse Lüge und die grosse Wahrheit» folgenden Bibelvers geschrieben hat:



Röm. 8: 32

Bo Giertz.

Mannheim, 6. IV. 1952

Jedesmal, wenn ich dieses Buch aufschlage, grüsst mich der wunderbare Vers aus dem Römersbrief «... wie sollte uns Gott mit Jesus nicht *alles* schenken?»

Die «Geistliche Woche» erreichte nicht nur traditionelle Kirchgänger, sondern darüber hinaus viele fragende und kritische Menschen, die keinen Kontakt zur Kirche hatten. In dieser Hinsicht hatte sie eine wichtige «volksmissionarische» Funktion.

Ich dachte deshalb: Eine solche «Geistliche Woche» sollten wir auch in einer zentralen Kirche der Pfalz jährlich oder alle zwei Jahre durchführen. Aber wo gab es einen Pfarrer und Dekan, der bereit war, eine solche Grossveranstaltung in «seiner» Kirche von «Laien» vorbereiten und durchführen zu lassen?

Es gab einen solchen Dekan, nämlich Wilhelm Siebert in Neustadt an der Weinstrasse. Ende der 50er-Jahre war die Dekansstelle in Neustadt vakant geworden. Pfarrer Siebert, der kurz vor seiner Pensionierung stand, hat sich daraufhin um diese Stelle beworben. Er hat damals zu mir gesagt: «Ich will nicht, dass mir jetzt noch einmal einer vorgesetzt wird, da werd ich lieber selber Dekan!» Und er ist es geworden. Es gab in der ganzen Pfalz keinen Dekan, mit dem wir so selbstverständlich und reibungslos zusammenarbeiten konnten wie mit Dekan Siebert. Er hat nicht nur dafür gesorgt, dass wir im Casimirianum unser «Evangelisches Laienseminar» durchführen konnten, sondern er gestattete auch, dass wir in der geschichtsträchtigen Stiftskirche eine «Evangelische Woche» (so nannten wir unsere «Geistliche Woche») völlig nach unseren Vorstellungen

und nach unserem Gutdünken durchführen konnten. Wir entschieden uns für einen Zwei-Jahres-Rhythmus. Zwar haben wir Dekan Siebert jeweils über unsere Vorhaben informiert, aber er hat uns nie dreingeredet, sondern er liess uns einfach gewähren.

Und so haben wir im Frühjahr 1960 begonnen, eine erste «Evangelische Woche» zu planen und vorzubereiten.

Und dann kam ich aus dem Staunen nicht mehr heraus: Wen auch immer ich zur freiwilligen Mitarbeit einlud – ich erhielt keine Absage. Und so entstand ein kompetentes und engagiertes Team, darunter Experten für Werbung, für den Druck von Plakaten und Programmheften, begabte Organisatoren usw.

Miteinander besprachen wir das Programm. Es war dann meine Aufgabe, Kontakt zu den Rednern, Musikern und Künstlern aufzunehmen. Die meisten der Angefragten waren von unserer Idee angetan und sagten zu. Und so wurde unsere erste «Evangelische Woche» zu einer wahren Festwoche mit einem attraktiven und anspruchsvollen Programm in der vollbesetzten Stiftskirche. Auch zu den Kinderstunden, die Martin Beck an den Nachmittagen in der Stiftskirche gestaltete, kamen mehr als hundert Kinder. Höhepunkt der Woche war die Aufführung von Händels Messias durch die Pfälzische Jugendkantorei.

In der Nachbesprechung blickten wir dankbar auf die erste «Evangelische Woche» zurück. Es war uns klar, dass dies nur der Anfang war und dass wir auf dem begonnenen Weg weiterschreiten würden.

Und so machten wir uns sogleich an die Planung der zweiten «Evangelischen Woche» für das Jahr 1962. Und wieder wurde die Woche, die wir mit der H-Moll-Messe von Johann Sebastian Bach ausklingen liessen, ein voller Erfolg.

Doch dann gab es einen Querschlag. Einige Dekane aus anderen grossen Pfälzischen Gemeinden hatten mit Erstaunen zur Kenntnis genommen, was in Neustadt geschah, und haben das Volksmissionarische Amt gebeten, auch in ihren Gemeinden solche Wochen durchzuführen. Das entsprach aber keineswegs unseren Plänen. Wir wollten eigentlich nur *eine* zentrale «Evangelische Woche» auf hohem Niveau durchführen. Die Dekane dachten auch gar nicht daran, einen Laien-Vorbereitungskreis zu bilden, sondern sie wollten die Organisation selbst in die Hand nehmen. Wir sollten ihnen lediglich behilflich sein, z. B. um Kontakt zu den von ihnen gewünschten Referenten aufzunehmen.

Das war für uns eine schwierige Situation. Einerseits entsprach eine solche Vorgehensweise überhaupt nicht unserer Intention, andererseits wollten wir die Dekane auch nicht verärgern, weil wir sonst möglicherweise die Türen für andere volksmissionarische Einsätze zugeschlagen hätten. Und so halfen wir so gut es ging in vier grossen Gemeinden mit, eine «Evangelische Woche» zu gestalten. Geärgert habe ich mich jedoch, als ich vom bekannten Autor Manfred Hausmann, den ich in Absprache mit einem der Dekane zu einer Dichterlesung eingeladen und von dem ich auch eine Zusage erhalten hatte, wenig später einen empörten Telefon-

anruf erhielt, in dem er mir mitteilte, dass der Dekan ihn wieder eingeladen hätte, weil seine Honorarforderung angeblich zu hoch sei. Ich konnte nur erwidern, dass ich keine Ahnung von dieser «Ausladung» hätte und seine Honorarforderung nicht nur für mehr als angemessen halte, sondern sogar für eher bescheiden erachte. Natürlich habe ich sofort dem Dekan telefoniert und ihm gesagt, dass nach unserer Erfahrung eine solche Dichterlesung ein Vielfaches des Honorars an Eintrittsgeldern oder Kollekten einbringen würde. Der Dekan liess sich jedoch nicht belehren.

Und wie ist es in Neustadt weitergegangen? Der Barthianer Widmann, der unterdessen als Nachfolger von Wilhelm Siebert Dekan geworden war, bat mich, die «Evangelische Woche» im Jahre 1964 unter dem Motto «30 Jahre Barmer Bekenntnis» durchzuführen. Ich gab zu bedenken, dass die Festlegung des Themas Aufgabe des Vorbereitungskreises ist und dass ich mir nicht vorstellen könne, dass der aus Laien bestehende Vorbereitungskreis einem solchen rein theologischen Thema zustimmen würde. Meine Bedenken fruchteten jedoch wenig. Der Barthianer meinte, dass er die Absicht habe, mit dem Evangelischen Männerwerk (dessen Leiter ebenfalls ein strammer Barthianer war) zusammenzuarbeiten.

Da mir jedoch daran lag, dass die Gesamtverantwortung für die ursprünglich von uns initiierte Neustadter «Evangelische Woche» weiterhin in den Händen des Volksmissionarischen Amtes lag, blieb mir nichts an-

deres übrig, als dem Themenwunsch des Barthianers zuzustimmen und den Verfasser der Barmer-Erklärung Karl Barth als Hauptreferent der «Evangelischen Woche 1964» einzuladen. Das habe ich dann auch getan. Karl Barth antwortete mir mit folgendem, eigenhändig getipptem (!) Brief (welcher später in die Barth'sche Briefsammlung aufgenommen wurde):

Basel, 4. Februar 1964

PROF. DR. KARL BARTH
 BASEL
 BRUDERHOLZALLEE 26 TELEFON 35 27 79

Herrn Pfarrer Arnold Bittlinger
 6749 Klingenmünster
 Pfalz

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Sie waren so freundlich, mich in Ihrem Brief vom 20. Januar zu einem Vortrag im Rahmen der auf den Herbst vorgesehenen Evangelischen Woche einzuladen.

Indem ich das in mich gesetzte Vertrauen zu schätzen weiss, muss ich Ihnen doch sagen, dass ich aus äusseren und inneren Gründen nicht in der Lage bin, Ihren Wunsch zu entsprechen.

Vorträge dieser Art legen mir nie so recht, und jetzt bei deutlichem Abnehmen meiner physischen Mobilität erst recht. Es kommt mir nicht eben freudig, dass Barmen, statt dass auf seiner Linie gedscht, geredet, gehandelt und gelebt wird, zu einer alten Fahne geworden ist, die man alle fünf Jahre entrollt, vor den Augen der kaum interessierten Jugend ein bisschen hin und her schwenkt und dann wieder in die Mottenkiste versorgt. Das mag ich nicht unterstützen. Wenn Barmen wieder einmal eine lebendige Sache werden wird, dann werden, ihrerseits in einem ähnlichen Aufbruch begriffen wie wir damals, jüngere Menschen dazu das Wort ergreifen.

Ich bitte Sie herzlich, das freundlich zu verstehen und mich für entschuldigt zu halten.

Mit den besten Grüßen und Wünschen
 Ihr

Karl Barth

Trotz der Absage von Karl Barth liess der Barthianer nicht locker und so fand 1964 eine Vortragswoche über die einzelnen Thesen des Barmer Bekenntnisses unter dem Titel «Evangelische Woche» in Neustadt statt.

30 JAHRE BARMER BEKENNTNIS

Evangelische Woche in Neustadt a. d. Weinstr.
25. Oktober bis 1. November 1964

Sonntag,	25. 10.	10.00 Uhr	Eröffnungsgottesdienst Predigt: Kirchenpräsident i. R. D. Hans Stempel
		20.00 Uhr	Vortrag über die 1. Barmer These Prof. Dr. E. Wolf, Göttingen
Montag,	26. 10.	20.00 Uhr	Vortrag über die 2. Barmer These Prof. J. Harder, Wuppertal
Dienstag,	27. 10.	20.00 Uhr	Vortrag über die 3. Barmer These Oberkirchenrat D. Kloppenburg, Düsseldorf
Mittwoch,	28. 10.	20.00 Uhr	Kirchenmusikalische Feierstunde Leitung: Werner Feyrer, Neustadt/Weinstr.
Donnerstag,	29. 10.	20.00 Uhr	Vortrag über die 4. Barmer These Direktor Dr. H. H. Ulrich, Stuttgart
Freitag,	30. 10.	20.00 Uhr	Vortrag über die 5. Barmer These Dr. Dr. Gustav Heinemann, MdB., Essen
Samstag,	31. 10.	20.00 Uhr	Vortrag über die 6. Barmer These Pfr. Dr. R. Löwe, Bad Kreuznach
Sonntag,	1. 11.	10.00 Uhr	Schlußgottesdienst Predigt: Kirchenpräsident D. Theo Schaller

Der enttäuschte «ausgebotete» Vorbereitungskreis konnte sich nicht entschliessen, für 1966 noch einmal eine «richtige» Evangelische Woche zu planen und so mussten wir zu meinem grossen Bedauern den Traum einer «Geistlichen Woche» in der Pfalz begraben.

Der charismatische Aufbruch

Die Vorgeschichte der USA-Reise

Es war im Jahre 1962. Seit 1959 war ich Leiter des Volksmissionarischen Amtes der Pfälzischen Landeskirche – mit 31 Jahren mit Abstand der Jüngste unter den ehrwürdigen Herren, die in anderen Landeskirchen dieses Amt inne hatten. Wie oben erwähnt war ich schon vorher aktiv in verschiedenen christlichen und missionarischen Bewegungen tätig. Ich war Mitbegründer der Studentenmission in Deutschland (SMD) und ich habe die Schülermission in Deutschland aufgebaut, ich war Mitglied der Pfarrergebetsbruderschaft (PGB) und Mitarbeiter im Marburger Kreis. Auch gehörte ich zu den gesamtdeutschen Leitungsgremien des Marburger Kreises, der SMD und der Evangelischen Akademikerschaft in Deutschland (EAI) und hatte gute Kontakte zu vielen anderen christlichen Bewegungen und ihren leitenden Vertretern.

In diesen Bewegungen habe ich viel Gutes und Glückendes erlebt. Trotzdem habe ich mich zunehmend gefragt: Ist das alles? Es war mir schwer verständlich,

dass die Christen der ersten Jahrhunderte für ein solches Christentum, wie ich es in bester Gestalt kannte, freudig in den Tod gehen konnten oder lange Katecheten- und Busszeiten auf sich nahmen, um am Gottesdienst teilnehmen zu dürfen. Ich fragte mich: was war anders in der frühen Christenheit?

Ich lebte in meinem griechischen Neuen Testament und kannte die Apostelgeschichte fast in- und auswendig. Ich fragte mich: warum ist das heute so anders als damals? Ich fand keine Antwort. Es gab nur den resignierenden Kirchentags-Slogan (eine Verballhornung von Luthers «Das Reich muss uns doch bleiben»): «Was bleibt, muss uns doch reichen».

In Gesprächen mit erfahrenen Christen, denen ich mein Anliegen vorbrachte, hörte ich häufig den Satz: «Lass dir an meiner Gnade genügen». Was jedoch nicht gesagt wurde, ist die Tatsache, dass Gott dieses Wort zu Paulus gesagt hatte, *nachdem* er ins Paradies entrückt worden war und dort überwältigende Erfahrungen gemacht hatte. *Dann* stimmt das Wort von der Gnade, die genug ist.

Meine Reise durch die USA

Das also war meine innere Situation, als ich von September bis Dezember 1962 auf Einladung des Lutherischen Weltbundes (LWB) eine Reise durch die USA machte – von Osten nach Westen – zum Studium von

Fragen des missionarischen Gemeindeaufbaus, der Evangelisation und der Haushalterschaft. Ich erwartete, dass ich auf diesen Gebieten Manches lernen könnte, und wurde in dieser Hinsicht auch nicht enttäuscht. Was ich jedoch überhaupt nicht erwartete und was mich im höchsten Masse erstaunte, war die Begegnung mit den Anfängen einer neuartigen Erweckungsbewegung in lutherischen und anglikanischen Kirchen. Und das geschah so:

Ich hatte einen genauen Reiseplan. Die Reise war vom Lutherischen Weltbund glänzend organisiert, alles war genau vorprogrammiert.

Nach etwa 14 Tagen meiner Reise war eine Begegnung mit Robert VanDeusen in Washington D.C. vorgesehen. VanDeusen war Kontaktmann des NLC (Nationalrat der Lutherischen Kirchen in den USA) zum Weissen Haus. VanDeusen schrieb wöchentlich politische Kolumnen für den NLC. Von dieser Begegnung habe ich nichts Besonderes erwartet. Aber so ist es ja meistens – dass Gott es eben anders macht, als wir es erwarten. VanDeusen erkundigte sich interessiert nach meinen bisherigen Eindrücken von den amerikanischen Kirchen, und ich sagte ihm offen, dass ich zwar beeindruckt sei von dem gut organisierten und gut funktionierenden Gemein-



Robert VanDeusen

deleben in den Kirchen der USA, aber auch enttäuscht, weil ich neben viel gutem Willen wenig geistliche Kraft spürte.

VanDeusen erzählte mir daraufhin behutsam von einer neuartigen Erweckungsbewegung, die sich seit einigen Monaten in einigen lutherischen und anglikanischen («episcopalian») Kirchen der USA ausbreitete. Bei dieser Erweckung seien die frühchristlichen Charismen wieder aufgetaucht und würden ganz selbstverständlich im Gemeindeleben integriert.

Ich wurde hell wach und fragte VanDeusen, ob ich eine solche Gemeinde besuchen könne. Damals gab es noch nicht viele erweckte Gemeinden, vor allem nicht im Osten der USA, aber VanDeusen kannte eine lutherische Gemeinde in Baltimore. Er telefonierte mit dem dortigen Pfarrer und arrangierte ein Treffen. Und so flog ich nach Baltimore mit gemischten Gefühlen. Ich wusste nicht viel von der Pfingstbewegung, assoziierte aber mit Geistesgaben eine gesetzliche Enge (die «Heiligung» genannt wurde) und einen gefühlsbetonten Frömmigkeitsstil (so hatte ich die Pfingstler in Aix erlebt!), der nicht zur Klarheit und Nüchternheit einer reformatorischen Frömmigkeit zu passen schien. Es war mir klar: ich würde diese neue Erweckung nur dann akzeptieren, wenn sie nicht verbunden ist mit Gesetzlichkeit und wenn sie Ausdruck einer genuin reformatorischen Spiritualität ist. Aber wie konnte ich das feststellen?

Im Flugzeug überlegte ich: Ich werde dem Pfarrer zwei Fragen stellen.

1. Frage: Trinkt ihr Bier? Nach meiner Erfahrung war nämlich Gesetzlichkeit oft verbunden mit der Ablehnung von Alkoholenuss.
2. Frage: Seid ihr noch rechte Lutheraner?

Und so kam ich in Baltimore an. Schon von weitem erkannte ich den Pfarrer am vereinbarten Treffpunkt. Er las in einem Buch und machte sich dabei Notizen. Ich dachte: «Aha – wenn man erweckt ist, muss man jede freie Minute arbeiten und die Zeit auskaufen.» Ich begrüßte den Pfarrer und fragte dann recht unvermittelt: «Do you drink beer?» Er war verblüfft und ich erklärte ihm, warum ich diese Frage stellte. Er sagte: «Sie haben Glück. Unsere Gemeinde ist deutschen Ursprungs. Viele unserer Vorfahren kamen aus Bayern – für sie ist Bier trinken ganz normal.»

Dann stellte ich die zweite Frage: «Seid ihr noch rechte Lutheraner?» Der Pfarrer antwortete: «We are driven back to our Augsburg Confession.» d.h. «Durch die Erweckung sind wir erst zu rechten Lutheranern geworden.» Ähnliches habe ich später auch von anderen Lutheranern und Anglikanern erfahren. So hat mir z.B. Dennis Bennet, ein «erweckter» anglikanischer Priester, gesagt: «Ich singe meine anglikanische Liturgie nicht nur in der Kirche, sondern jetzt auch beim Autofahren.»

Für den Anfang war ich also beruhigt. Doch wie würde die Praxis aussehen? Am Abend war in der Kirche eine Zusammenkunft der Erweckten – zu denen ein

Grossteil der Gemeinde gehörte. Der Pfarrer machte mich mit einem Ehepaar bekannt, das mit einem etwa 12-jährigen Mädchen vor der Kirche stand. Der Pfarrer sagte: «Dieses Kind war blind. Es wurde vor einigen Wochen unter Gebet und Handauflegung geheilt.» Die Eltern bestätigten diese Aussage. Ich konnte das nicht nachprüfen, aber warum sollten sie lügen? Ich habe das Kind fotografiert und bin in die Kirche hinein gegangen. Dort begann der Gottesdienst. Zunächst herrschte eine grosse Stille. Dann haben einige gebetet oder ein Lied angestimmt. Andere haben ein ermutigendes Wort gesagt. Einige berichteten von Nöten und Schwierigkeiten, andere legten ihnen die Hände auf und beteten für sie. Gelegentlich stimmte jemand einen Choral aus dem lutherischen Gesangbuch an oder las ein Bibelwort, so wie es in die Situation passte. Alles war geordnet und wohltuend – ein erquickender Gottesdienst.

Angeregt fuhren wir anschliessend in unser Quartier bei einfachen Leuten aus der lutherischen Gemeinde. Ich reiste damals zusammen mit einem ungarischen Pfarrer, der 1956 Chaplain beim Aufstand in Ungarn war und nach der Niederschlagung dieses Aufstandes fliehen musste. Er hiess Bob Patkai und war jetzt in London verantwortlich für die ungarischen Radiosendungen für die Exil-Ungarn. Bob hatte nicht das gleiche Interesse an der charismatischen Erneuerung wie ich, er war mehr an Politik und Journalismus interessiert und war deshalb in Washington. Er hatte den Gottesdienst als kritischer Journalist beobachtet.

Wir saßen also bei unseren Gastgebern und sprachen über das charismatische Meeting. Ich fragte, warum niemand in Sprachen gebetet habe. Unsere Gastgeberin sagte: «Weil *ihr* in der Versammlung wart! Da haben sich die Leute geniert.» Ich fand das schade und meinte, ich hätte gerne einmal dieses Phänomen erlebt. Da meinte die Frau: «Wir können ja miteinander beten und wenn es sich ergibt, bin ich bereit, in Sprachen zu beten.» Und so geschah es. Sie sprach ein schlichtes Gebet in einer unbekannten Sprache. Das Gebet war still, eher verhalten. Es war so, wie wenn Bob in ungarisch betete, was ich auch nicht verstand, oder wie wenn ich das «Unser Vater» in griechisch bete, was ich häufig tue und was manche auch nicht verstehen. Als ich dann mit Bob im Ehebett der Gastgeber lag – sie hatten uns ihr Schlafzimmer zur Verfügung gestellt und schliefen selber irgendwo – fragte ich Bob: «Was meinst du! Ist das echt?» Er sagte: «Ja, ich habe den Eindruck: Das ist echt.»

Nach Washington zurückgekehrt, fragte ich VanDeusen, ob er mir noch andere Erweckungsgemeinden nennen könne, die auf meiner Reiseroute lägen. Er kannte keine. (Im Osten oder mittleren Westen gab es damals noch nicht viele erweckte Gemeinden.) Er zeigte mir jedoch ein illustriertes Heft, das «Trinity Magazine», mit dem Bericht über die Erweckung einer lutherischen Gemeinde in San Pedro, Kalifornien. Neben dem Bericht war ein ganzseitiges Bild von einem lutherischen Pfarrer im schwarzen Habit und mit *Clerical collar*. Der Name dieses Pfarrers war Larry Christenson. Aber Ka-



Dr. Alfred Price

lifornien war weit und San Pedro lag nicht auf meiner Reiseroute.

Dagegen wusste VanDeusen von einer anglikanischen Gemeinde in Philadelphia – das war mein nächstes Reiseziel – in der regelmässig Heilungsgottesdienste stattfinden. Der dortige Rektor, Alfred Price, war beeinflusst vom englischen St. Lukas-Orden, der schon seit einigen Jahrzehnten die

Durchführung von Heilungsgottesdiensten in der anglikanischen Kirche anregte und förderte.

Ich besuchte einen solchen Heilungsgottesdienst in Philadelphia und war beeindruckt. Anschliessend un-



Heilungsgottesdienst mit Alfred Price

terhielt ich mich mit Alfred Price und erhielt von ihm wertvolle Einsichten in den geistlichen Heilungsdienst.

Dann dachte ich: Das war's! Zwei gute Eindrücke vom Wirken des Heiligen Geistes durch Charismen, und jetzt geht es wieder weiter zum Studium von *evangelism, stewardship and congregational life*. So besuchte ich einige weitere traditionelle lutherische Gemeinden in Pennsylvania, machte einen Abstecher zu den Amischen Mennoniten, erlebte ein aufregendes Baseballspiel zwischen den «Pittsburg Pirats» und den «Chicago Reds» und landete schliesslich in Gettysburg, wo ich im Lutherischen Theologischen Seminar die Theologenausbildung studieren sollte:

with students and faculty, participate in various activities of the congregations and the educational institutions.

Their trips are sponsored by the Lutheran World Federation in its Church Workers Exchange program. Locally their visit is arranged by Dr. Frederick K. Wentz of the seminary faculty.

The Rev. Robert J. Patkai, a "freedom fighter" forced out of Hungary because of the revolution of 1956, has served as a Lutheran pastor in London since that time. He is a native of Hungary, is married and the father of twin sons. During his stay at Gettysburg he will be a guest in the home of Mr. and Mrs. Richard C. Lighter.

The Rev. Arnold Bittlinger is director of the Volkmission in the Rhineland of Germany. In this capacity he directs evangelism activity for the church there and leads a training center for lay workers at Klingemuenster, where he lives with his family. He will be the guest of the seminary during his stay in Gettysburg.

our guests
Pastor Patkai
and
Pastor Bittlinger
speak English well
and are interested
in talking with
students and faculty

let's give them a
friendly welcome.

Lutheran Theological Seminary
GETTYSBURG, PENNSYLVANIA

Frederick K. Wentz

Es war ein prachtvoller *Indian summer*, die Natur strahlte in leuchtenden Farben. Von meinem Zimmer aus hatte ich einen schönen Blick auf das berühmte Schlachtfeld, auf dem 1863 die Entscheidungsschlacht im amerikanischen Bürgerkrieg stattfand. Dieses Schlachtfeld wurde als Nationaldenkmal kultiviert.

An einem Nachmittag sass ich allein am Fenster, schaute in die prachtvolle Natur und redete mit Gott über meine bisherigen Erfahrungen in den USA. Während des Betens geschah etwas, was Larry später mit dem Bild eines artesischen Brunnens verglichen hat: Der Geist Christi, der in jedem Christen lebt, strömte aus mir heraus, verbunden mit einem unbeschreiblichen Gefühl der Freiheit. Er erfüllte mein Denken und Beten, so wie es Pascal in seinem Memorial und manche andere Mystiker beschrieben haben. Es war mir klar, dass dieser Geist nicht von aussen kam, etwa als «Geistestaufer», sondern, dass es eine sinnenhafte Erfahrung des in mir wohnenden Gottesgeistes war. Paulus spricht in diesem Zusammenhang (in 1. Kor. 12,7) von der «phanerosis» des Geistes, d.h. von einem «In-Erscheinung-Treten» des Geistes.

Jetzt verstand ich, wovon VanDeusen und die Christen in Baltimore geredet haben. Stundenlang ging ich über das Schlachtfeld von Gettysburg, erfüllt mit Lobpreis, Anbetung und Dank und in einer tiefen Kommunikation mit Gott. Dabei wurde mir klar, dass es sich bei einer solchen Geist-Erfahrung – wie sie die Erweckten anscheinend auch gemacht hatten – um eine Befreiung des bisher nicht gelebten Potentials unserer Seele

handelt. Bei den einen ist dies die Befreiung einer bisher nicht in Erscheinung getretenen inneren Sprache (jeder Mensch hat eine innere Sprachwelt, so wie wir alle auch eine innere Bildwelt haben, die z. B. in unseren Träumen in Erscheinung tritt), bei anderen ist es die Befreiung zurückgehaltener Tränen oder bisher unterdrückter Freude. (Ich habe einen sehr ernsten und disziplinierten lutherischen Pfarrer kennengelernt, der bei seiner Geist-Erfahrung stundenlang schallend lachte.) Bei wieder anderen ist es die Befreiung nicht gelebter Nächstenliebe.

Nun wünschte ich mir möglichst viele Kontakte mit Christen und Gemeinden, die ähnliche befreiende Geist-Erfahrungen gemacht haben. Aber auf meiner Reiseroute waren keine solchen Gemeinden eingeplant. So besuchte ich halt weiterhin traditionelle lutherische Gemeinden, studierte *evangelism, stewardship and congregational life* und landete schliesslich in den Twin-Cities Minneapolis-St. Paul.

Mein Quartier war im lutherischen Theologischen Seminar in St. Paul. Ich reiste jetzt allein – Bob hatte ein anderes Programm. Müde kam ich gegen Abend im Seminar an. Ein Student sass an der Reception. Mir wurde mein Zimmer angewiesen. Ich stellte mein Gepäck ab und ging dann nochmals zur Reception, um zu fragen, ob es irgendwo etwas zu essen gäbe. Der Student hatte gerade Dienstschluss und räumte seine Sachen zusammen. Da sah ich unter einem Buch verdeckt den Zipfel einer Zeitschrift und las das Wort «tide». Dieses Wort

hatte ich bisher nur einmal gelesen und zwar auf dem «Trinity Magazine», das mir VanDeusen gezeigt hatte, mit dem Bild von Larry Christenson. Ich fragte den Studenten: «Was ist das für eine Zeitschrift?» Er zog sie unter dem Buch hervor. Es war ein «Trinity Magazine» mit der Zeitangabe «Whitsun tide». Ich fragte: «Are you involved?» Er antwortete: «Yes, I am.» Ich fragte: «Können Sie mir einen Kontakt zu einer charismatisch erneuerten Gemeinde vermitteln?» Er sagte: «Ja, ich gehe jetzt gerade an eine charismatische Versammlung in einer lutherischen Kirche.» Ich fragte: «Kann ich mitkommen?» Er antwortete: «Sure!»

Und so fuhren wir in eine lutherische Kirche. Der Pfarrer war Maurice Vaagenes, ein charismatisch engagierter Christ. Dort ging es etwas lebhafter zu als in Baltimore, aber alles war wohlgeordnet, in einem schönen liturgischen Rahmen. Meine Seele atmete auf und ich fühlte mich wie zu Hause. Anschliessend wurde mir ein Evangelist der American Lutheran Church (ALC) vorgestellt namens Herb Mjörud und ein Ehepaar namens Kvinge. Am nächsten Tag lud mich das Ehepaar Kvinge zu sich in die Wohnung ein. Mjörud war auch anwesend. Es stellte sich heraus, dass Frau Kvinge eine prophetische Gabe hatte. Was sie weissagte, schrieb ihr Mann auf. Wir beteten miteinander, und dann begann Frau Kvinge zu reden. Sie weissagte, dass ich den besonderen Auftrag von Gott hätte, das neue Wirken des Geistes in Deutschland zu bezeugen. Ich fühlte mich wie Jona, der ins Meer geworfen wird, um per Fisch in seine Heimat zurücktransportiert zu werden. Insgesamt

heim hatte ich nämlich Ausschau gehalten nach einer geeigneten Stelle in den USA, zum Beispiel als College-Professor, weil ich gerne in den USA bleiben wollte. Damit war es nun nichts – die Prophetie war messerscharf und ist mir tief in die Seele gedrungen.

Die weitere Reise war jetzt kein Problem mehr. Vaagenes und Mjörud kannten erweckte Gemeinden auf meiner gesamten Route nach Westen und gaben mir Adressen. Hinzu kam, dass der Vertreter des Lutherischen Weltbundes, der meine Reise organisiert hatte, erkrankte. Er schrieb mir, ich könne die letzten drei Wochen, die er noch nicht durchorganisiert hatte, nach meinen Wünschen gestalten. Das liess ich mir nicht zweimal sagen. Ich habe vor allem erweckte Gemeinden besucht, z.B. die Trinity Lutheran Church in San Pedro, in der Larry Christenson Pfarrer war und die



Larry Christenson

St. Lukes Episcopal Church in Seattle, in der Denis Benet amtierte, aber auch noch einige andere Gemeinden und Institutionen. Bei diesen Besuchen habe ich das Staunen gelernt und dieses Staunen habe ich bis heute noch nicht verlernt.

Im Anschluss an meine USA-Reise verfasste ich einen Bericht an den Lutherischen Weltbund, in dem ich

meine Erfahrungen mit der charismatischen Erneuerung beschrieb:

Während meines Aufenthaltes in Amerika stiess ich in verschiedenen lutherischen Kirchen auf eine neuartige Erweckungsbewegung, deren Kennzeichen darin besteht, dass sämtliche neutestamentlichen Charismata wieder aufgetreten sind und in grosser Disziplin und Ordnung praktiziert werden. Ich hatte Gelegenheit, an verschiedenen Gebetsgottesdiensten teilzunehmen, in denen Geistesgaben aufgetreten sind. Ich war beeindruckt von der feierlichen liturgischen Schönheit dieser Gottesdienste. Überall hielt man sich streng an die Vorschriften des Apostels Paulus in 1. Kor. 14, 26 ff. Das Gemeindeleben wurde in ungeahnter Weise befruchtet.

Das, was sonst durch vortreffliche Organisation funktioniert, geschieht bei den Erweckten spontan und selbstverständlich. Die Gemeindeglieder besuchen sich gegenseitig, sie kümmern sich um Aussenstehende, sie beten für Kranke und stellen ihr Geld und ihre Zeit in den Dienst der Kirche. Ein Pfarrer wies mich darauf hin, dass in einer der Erweckungsgemeinden soziale Probleme neu erkannt und in Angriff genommen wurden. Eindrücklich ist vor allem die ökumenische Gesinnung. So weigerte sich z. B. eine lutherische Gemeinde, sich der neu gebildeten American Lutheran Church anzuschliessen. Sie war entschlossen, als selbstständige Gemeinde weiter zu existieren. Nachdem diese Gemeinde von der Erweckung erfasst worden war, stimmten gerade diejenigen Gemeindeglieder für den Anschluss, die zuvor am heftigsten gegen den Anschluss waren. Erfreulich war auch,

dass ich nirgends Gesetzlichkeit oder Schwärmerei feststellte; im Gegenteil, die Lehren der Bekenntnisschriften (besonders das sola gratia), die Kindertaufe und das Abendmahl gewinnen für die erweckten Lutheraner eine neue und tiefere Bedeutung.

Wie ich später erfahren habe, waren die Vertreter des Lutherischen Weltbundes über diesen Bericht erstaunt – und auch ein wenig verwirrt. Sie wussten nicht so recht, was sie damit anfangen sollten. Für einige wurde er jedoch zum Anstoss, sich ernsthaft mit dieser Erneuerung zu befassen.

Zwischen der USA-Reise und der Enkenbach-Tagung

Nach meiner Rückkehr aus den USA Mitte Dezember 1962 erzählte ich unserem Freundeskreis und meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von meinen Erfahrungen. Das Echo war überwiegend positiv. Die meisten waren voller Erwartung. Nur zwei Mitarbeiter, von denen ich vor allem Zustimmung erwartet hatte, reagierten zurückhaltend. Einer von ihnen, der mit einem bekannten «Evangelikalen» eng zusammen arbeitete, sagte mir: «Ich habe Gott gebeten, mir drei Jahre Zeit zu lassen.» Nach genau drei Jahren war er tot. Der andere ist fast 100 Jahre alt geworden. Die meisten haben sich jedoch für das Wirken des Heiligen Geistes geöffnet und Erfahrungen mit Geistesgaben gemacht.

Es folgten Einladungen zu Tagungen und Konferenzen. Schon im Januar 1963 berichtete ich bei einer grossen Mitarbeitertagung des Marburger Kreises in Darmstadt von der Erweckung und viele haben sich dabei für den Geist Gottes geöffnet. Die Erweckten haben sich dann ständig getroffen. Wir waren ein Herz und eine Seele. Es bestand z. B. eine lebhafteste Verbindung zwischen Ludwigshafen am Rhein, Karlsruhe und Klingenstein (in der Nähe von Landau). Als eine neue Strasse von Karlsruhe nach Landau gebaut wurde, nannte sie Gerhard Diekmann die «Erweckungsstrasse».

Schon in den USA war mir zweierlei deutlich geworden: Ein solcher geistlicher Aufbruch bedarf einer sorgfältigen theologischen und einer ebenso sorgfältigen liturgischen Einordnung.

Theologische Einordnung der Charismen

Schon in den USA hielt ich Ausschau nach geeigneter Literatur, fand aber, ausser einigen Erlebnisberichten und einigen eher primitiven Versuchen aus der Pfingstbewegung, keine brauchbare Literatur zu den Erfahrungen des Geistes. Das einzige, was ich fand, war ein *Paper* von Larry Christenson über das Sprachenreden, das auf seltsame Weise in meine Hände gelangt war. Nach meiner Rückkehr aus den USA liess ich dieses *Paper* übersetzen. Die Übersetzerin hat sich während des Übersetzens für das Wirken des Heiligen Geistes ge-

öffnet, ebenso meine Sekretärin, die das deutsche Manuskript tippte. Auch bei ihr wurden Gnadengaben sichtbar. In einem Zug nach München traf ich einen mir bekannten Pfarrer, dem ich das neugeschriebene Manuskript gab und ihn dann verliess. Später erzählte mir dieser Pfarrer, dass er, noch bevor er München erreicht hatte, in Sprachen zu reden begann. Ich habe dieses *Paper* von Larry Christenson zur Information auch an einige mir bekannte Persönlichkeiten aus der Kirchenleitung geschickt, z.B. an Bischof Noth in Sachsen, und an einige Theologieprofessoren. Reiner Edel hat dieses *Paper* anschliessend in seiner Schriftenreihe «Oekumenische Texte und Studien» aufgenommen (Titel: «Die Gabe des Zungenredens in der Lutherischen Kirche»).

Doch dann machte ich mich selber an die Arbeit und studierte mein griechisches Neues Testament. Hilfreich waren mir dabei die Arbeiten meiner Lehrer Eduard Schweizer und Ernst Käsemann und eine Dissertation von Friedrich Grau aus dem Jahre 1946 mit dem Titel «Der neutestamentliche Begriff Charisma, seine Geschichte und seine Theologie». Da es damals noch keine Fotokopiergeräte gab, habe ich das maschinengeschriebene Original von einigen hundert Seiten beim Autor ausgeliehen und abschreiben lassen! Hilfreich war mir auch der Kommentar von Werner Meyer über den 1. Korintherbrief, den er 1947 in der Züricher Reihe «Prophezei» veröffentlicht hatte.

Und dann begann ich meine ersten Arbeiten zu veröffentlichen. Sie wurden später in dem Taschenbuch

«Im Kraftfeld des Heiligen Geistes» zusammengefasst und in mehrere Sprachen übersetzt. Dieses Buch fand weltweite Verbreitung und hatte einen beachtlichen Einfluss auf das theologische Verständnis der Charismen. Dazu kamen viele andere Publikationen, die ebenfalls als wegweisend empfunden und weit verbreitet wurden. Dabei war mir Folgendes wichtig:

- a) Wir sollten den Ausdruck «Zungenrede» nicht gebrauchen, sondern «Sprachenreden» oder «Sprachengebet». Diese Terminologie hat sich seit 1964 im deutschen Sprachraum weitgehend durchgesetzt.
- b) Ich habe auch niemals von «Geistestaufe» gesprochen, sondern immer nur von Geist-Erfahrung oder von der *phanerosis tou pneumatatos* (1. Kor. 12,7), d.h. von dem «In-Erscheinung-Treten des Heiligen Geistes». Dabei war mir klar, dass der Geist in vielerlei Gestalt in Erscheinung treten kann – nicht nur im Sprachengebet.
- c) Für charismatisches Handeln war mir folgende Definition wichtig: «Charismatisch Handeln heisst, dass ein Mensch sich so von Gottes Geist und Gnade ergreifen lässt, dass er dadurch zu seiner schöpfungsgemässen Originalität befreit wird und dass er seine Anlagen und Gaben so in Dienst stellt, dass andere dadurch froh werden.» (Der Andere entscheidet also, ob etwas charismatisch ist oder nicht!)

Nach dieser Definition gibt es keine «Charismatiker», denn niemand redet oder handelt immer charismatisch – auch wenn er es meint. Es gibt aber auch keine

«Nicht-Charismatiker», denn jeder Christ redet oder handelt gelegentlich charismatisch – auch wenn er es nicht weiss.

Wichtig war mir auch die Erkenntnis, dass es keinen Unterschied zwischen natürlichen und übernatürlichen Gaben oder zwischen wichtigen und weniger wichtigen Gaben gibt. Die wichtigste Gabe ist die jeweils notwendige.

Liturgische Einordnung der Charismen

Bei den charismatischen Gottesdiensten, die wir nach meiner Rückkehr aus den USA feierten, haben wir zunächst Erfahrungen mit den Charismen gemacht. Es war eine Zeit der Einübung in den Umgang mit Charismen. Alles war so neu und vieles war so aufregend, dass ich eine grosse Verantwortung spürte, die neuen Erfahrungen in rechter Weise einzuordnen. (Da ich in Deutschland niemand kannte, mit dem ich darüber reden konnte, habe ich mit Larry Christenson und Frau Kvinge korrespondiert – damals noch per Luftpost. Es gab weder Fax noch E-Mail.)

Und welche Erfahrungen haben wir gemacht?

Wir machten Erfahrungen mit dem Charisma der *Prophetie*: So sprach z.B. in einem Gebetsgottesdienst einer der Anwesenden ein klares Wort gegen den Leiter eines christlichen Werkes. Es wurde dem Leiter die-

ses Werkes gesagt: «Das Werk hat gut begonnen, aber jetzt täuscht dich ein Lügengeist!» Wir überlegten: Was sollten wir tun? Wir kannten jenes Werk nur dem Namen nach. Doch es wurde uns deutlich: wir sollten dem Leiter dieses Werkes eine Warnung schicken. Das haben wir auch getan. Er hat den Brief jedoch ins Feuer geworfen und gesagt: «Diese Botschaft ist von unten!» Einige Monate später ist dieses Werk zum grossen Schaden der dort Lebenden und der mit diesem Werk Verbundenen mit einem Eklat zusammengebrochen.

Oder: In einem Gebetsgottesdienst wurde eine Verheissung für den Staat Israel ausgesprochen. Wir überlegten: Sollten wir diese Botschaft dem Knesset schicken? Wir haben es nicht getan, weil wir den Eindruck hatten, dass diese Botschaft vor allem zum Trost für uns gegeben war. Wenig später hat sich diese Verheissung buchstäblich erfüllt. Der Staat Israel ist dadurch von einer grossen Gefahr befreit worden. Obwohl das prophezeite Ereignis in der Welpresse publiziert wurde, reden wir bis heute nicht darüber. Was von Gott kommt, geht still seinen Weg.

Wichtig wurde uns auch, dass Prophetien geprüft werden. Es entwickelte sich bei Einzelnen die seltene Gabe der Geisterunterscheidung. Wir erkannten: Diese Gabe wird niemals «Evangelisten» verliehen, obwohl solche Menschen oft behaupten, sie hätten diese Gabe. Ein Evangelist muss nämlich voller Vertrauen sein, dass alle sich bekehren können. Wenn er die negativen Kräfte in seinen Versammlungen spüren würde, würde es ihm die Sprache verschlagen.

Nach meiner Erfahrung sind Menschen mit der Gabe der Geisterunterscheidung in der Regel stille Menschen, die nicht in der Öffentlichkeit auftreten. Wir haben gelernt, dass der Leiter eines Gebetsgottesdienstes engen Kontakt mit einem solchen Menschen halten sollte. Ich habe es oft erlebt, dass Menschen mit dieser Gabe zwar wussten, *dass* etwas nicht stimmt, aber sie wussten nicht *was*. Sobald mir jedoch ein Mensch mit der Gabe der Geisterunterscheidung seinen Eindruck sagte, habe ich in der Regel unmittelbar gewusst, *was* die Ursache war. Und so gab das ein gutes Zusammenspiel.

Wir haben auch Erfahrungen mit dem Sprachenreden und der Interpretation gemacht. Daraus sind meine beiden Publikationen «Glossolalia» und «Sie beteten in anderen Sprachen» entstanden. Es wurde mir deutlich: Die «Glossolalie» ist eine innere Sprache. Sie kommt – wie unsere Träume – aus dem Unbewussten. Auch die «Xenoglossie», d. h. das Sprechen in einer nicht gelernten, existierenden Sprache, lässt sich als ein Phänomen aus dem kollektiven Unbewussten, das Zugang zu allen Sprachen hat, erklären.

Bei der Interpretation lernten wir, dass der Interpret nicht direkt übersetzt, sondern ein intuitives Einfühlungsvermögen in die Psyche des Betenden hat, so dass er in verständlicher Sprache das zu sagen vermag, was der andere nur in glossolalischer Form ausdrücken kann.

Wir machten auch Erfahrungen mit Krankenheilung und anderen Geistesgaben. Zum Thema Krankenhei-

lung könnte ich ein ganzes Buch schreiben – vielleicht schreibe ich es noch.

Vor Enkenbach haben wir oft nur erste – wenn auch z. T. sehr starke Erfahrungen gemacht. *Nach* Enkenbach floss der Strom – breiter werdend – weiter. Oft floss er auch in den Untergrund, wo er segensreich wirkte und später in neuer Weise wieder auftauchte (z. B. in vielen Liedern des neuen Evangelischen Kirchengesangbuches, sowohl in Deutschland als auch in der Schweiz und im Elsass).

Aus den Erfahrungen mit den einzelnen Charismen ergaben sich Modelle für charismatische Gottesdienste.

Grundmodell eines charismatischen Gottesdienstes war für uns die Anweisung des Apostels Paulus in 1. Kor. 14,26: «Jedesmal, wenn ihr zusammenkommt, hat jeder etwas in Bereitschaft: ein Lied, eine Lehre, eine Offenbarung, ein Gebet in Sprachen, eine Interpretation – das alles soll zur Auferbauung dienen.»

Ich habe mich mit diesem Text gründlich befasst und darüber schon 1963 eine Schrift veröffentlicht mit dem Titel «Der frühchristliche Gottesdienst und seine Wiederbelebung in den reformatorischen Kirchen der Gegenwart». Das Fernsehen ZDF hat mich anschliessend zu einem Interview über diese Schrift eingeladen.

Als praktische, aus der Erfahrung unserer Gebetsgottesdienste gewonnene Anleitung habe ich die sog. «Fünf Punkte» entwickelt und publiziert. Sie sollten dazu beitragen, die Vielfalt der Beiträge und der Gottesdienstbesucher in Erscheinung treten zu lassen und den Got-

tesdienst zu ordnen. (Diese «Fünf Punkte» haben sich auch in französischen, englischen und nordamerikanischen Gruppen durchgesetzt.)

1. Stille:

Die Stille ist Grundelement eines charismatischen Gottesdienstes. Aus ihr heraus werden die einzelnen Beiträge geboren.

2. Vielfalt der Beiträge:

Es sollten nicht zu viel gleichartige Beiträge nacheinander folgen. Wenn drei oder vier Personen gebetet haben, dann sollte als nächster Beitrag kein Gebet folgen, sondern ein Bibelwort, ein Lied, ein freies Wort oder dergleichen. Danach kann wieder gebetet werden.

3. Vielfalt der Personen:

Es sollten nicht zu oft dieselben Personen reden. Für Menschen, die gerne reden, gilt: Mut zum Schweigen. (Gott kann auch durch andere reden – manchmal sogar besser!) Für Menschen, die schüchtern sind, gilt: Mut zur Blamage. (Gott kann auch durch schlichte oder ungewohnte Beiträge reden – häufig sogar besser.)

4. Den roten Faden beachten:

Es gilt auf Gott *und* auf den Nächsten zu hören. Der Heilige Geist verleiht dem Gottesdienst eine klare Struktur. Ein wahlloses Aneinanderreihen von «charismatischen» Beiträgen ist noch kein charismatischer Gottesdienst.

5. Interpretation:

Unverständliche Beiträge sollten interpretiert werden. Nach einem Sprachengebet (oder einem Sprachensologesang), nach einer nicht ohne weiteres verständlichen Vision oder dgl. sollte die Interpretation abgewartet werden.

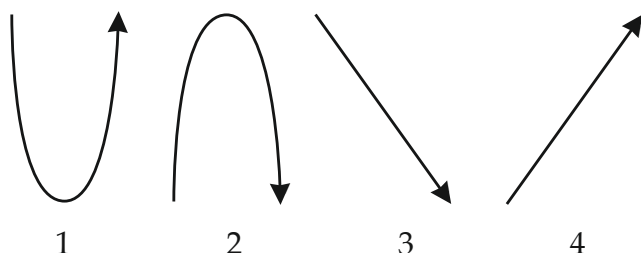
Diese Fünf Punkte sind in erster Linie als Hilfe für «Anfänger» gedacht. Es hat sich jedoch als nützlich erwiesen, wenn auch «erfahrene» Gruppen von Zeit zu Zeit darauf achten.

Nach einem Gottesdienst sollten die Verantwortlichen den Gottesdienst besprechen und evaluieren.

Eine weitere Erfahrung bestand in den vier möglichen Verlaufsformen eines charismatischen Gottesdienstes:

1. Der Gottesdienst beginnt «oben» (z. B. mit Lob, Dank und Anbetung), führt in die «Tiefe» (z. B. zu Sündenbekenntnis, Fürbitte) und wieder zurück in die «Höhe». Dabei wird die Tiefe mit in die Höhe genommen.
2. Der Gottesdienst beginnt in der «Tiefe», führt nach «oben» und wieder zurück in die «Tiefe». Die Höhe wird mit in die Tiefe genommen.
3. Der Gottesdienst beginnt «oben» und führt nach «unten». (Eventuell stellen dann die Gottesdienstteilnehmer fest, dass sie ganz unten erst recht eigentlich «oben» sind!)
4. Der Gottesdienst beginnt «unten» und führt nach «oben».

Zu diesen vier Verlaufsformen hatten wir schon früh ein eindrückliches Erlebnis. Ein charismatischer Got-



tesdienst hatte sich aus der «Tiefe» der Klage und der Fürbitte zur «Höhe» der Anbetung entwickelt. Jemand stimmte das Lied «Grosser Gott, wir loben dich» an. Als wir sangen «Alles was dich preisen kann, Cherubim und Seraphinen...», fühlten wir uns mit den Cherubim und Seraphim in der Anbetung Gottes vereinigt. Doch dann stimmte jemand den letzten Vers an «Herr, erbarm', erbarme dich». Nachdem dieser Vers verklungen war, sagte eine Frau, die die Gabe der Visionen hatte: «Während wir diesen Vers gesungen haben, sind die anbetenden Engel traurig geworden und haben ihr Haupt verhüllt.» Jene Frau fuhr fort: «Wie können wir nur mitten in der Anbetung wieder ins Jammern zurückfallen und singen <Herr, erbarm', erbarme dich> und <lass uns nicht verloren sein!>»

Diese Vision ist mir ins Herz gedrungen und bis heute ist es mir klar: «Wenn Anbetung, dann Anbetung – wenn Busse, dann Busse!» Ein Gottesdienst, der so  verläuft, ist kein charismatischer Gottesdienst.

Wir erkannten: Ein charismatischer Gottesdienst wird nicht beliebig viele Strukturen haben, sondern Christus leitet durch seinen Geist die Gottesdienstteilnehmer (die auf Gott *und* auf die anderen hören!) so, dass ein roter Faden zu erkennen ist, der dem Gottesdienst eine ganz bestimmte Struktur verleiht.

Da uns zivilisierten Europäern der natürliche Sinn für Strukturen weithin verloren gegangen ist, kann es hilfreich sein, wenn der «charismatische» Gottesdienst Teil eines strukturierten Gottesdienstes ist (z.B. eines liturgischen Stundengebetes oder eines Abendmahls-Gottesdienstes).

Die Vorgeschichte der Enkenbach-Tagung

Während meines USA-Aufenthaltes hatten mir sowohl VanDeusen als auch Larry Christenson mitgeteilt, dass sie im Juli 1963 an der Tagung des Lutherischen Weltbundes in Helsinki teilnehmen werden und auf der Rückreise in Deutschland Station machen könnten. Daraufhin haben wir eine Tagung für Pfarrer und kirchliche Mitarbeiter im Tagungsheim der Pfälzischen Landeskirche in Enkenbach bei Kaiserslautern geplant.

Neben Larry Christenson, der gut deutsch sprach, konnten wir Pfarrer Klaus Hess von der «Vereinigung vom gemeinsamen Leben» als Referenten gewinnen. Wir haben eine schöne Einladung entworfen, in der wir Larry Christenson als Autor einer Weihnachtserzäh-

lung vorstellten, die in dem Buch «Weihnachten unter uns» erschienen war. Auf der Rückseite haben wir den Satz über den Heiligen Geist aus dem nicänischen Glaubensbekenntnis abgedruckt – und zwar in der Urfassung ohne das «filioque», das ja zur ersten grossen Spaltung der Christenheit geführt hatte.

Ich informierte meine Kirchenleitung über die Tagung und ebenso sämtliche Leiter der Volksmissionarischen Ämter in Deutschland und zwar bei einer Leitertagung, die Anfang 1963 in Schleswig-Holstein stattfand. Die meisten waren interessiert – besonders Arthur Stephan, der Leiter des Volksmissionarischen Amtes der Rheinischen Landeskirche. Einige waren skeptisch, z.B. von Stockhausen aus Hamburg. Er war jedoch höchst erstaunt, als ich ihm sagte, dass er Larry Christenson kenne, denn Larry habe 1959 ein einjähriges Praktikum in Schleswig-Holstein absolviert zum Studium der Laienspielerarbeit. Von Stockhausen fragte erstaunt: «Das ist *der* Christenson??» Er hatte anscheinend nicht erwartet, dass ein Mensch, den er als sehr nüchtern in Erinnerung hatte, in einer charismatischen Erneuerung engagiert ist. Und so war von Stockhausen beruhigt, es war ihm klar: *Dieser* Larry Christenson ist sicherlich kein Pfingstler und kein Enthusiast.

Wir haben dann die Tagungs-Einladung an uns bekannte Pfarrer und kirchliche Mitarbeiter verschickt. Infolge meiner Kontakte zu vielen christlichen Kreisen und Gremien wurden sehr verschiedene Menschen angesprochen.

Doch dann geschah etwas für mich völlig Unerwartetes: Einige Menschen, die ich gut kannte und die vor allem in evangelikalen Kreisen grossen Einfluss hatten, griffen mich heftig an und baten mich dringend, die Tagung in Enkenbach *nicht* durchzuführen. Sie fürchteten den Ausbruch einer neuen «Zungenbewegung», die sie mit der Pfingstbewegung identifizierten, die am Anfang des 20. Jh. in evangelikalen Kreisen soviel Furore gemacht hatte. Ich versuchte, ihre Vorurteile und Befürchtungen zu widerlegen – es half alles nichts. Sie reagierten umso schärfer. Es war vor allem ein Mann, der auch in landeskirchlichen Kreisen einen guten Ruf hatte und den auch ich sehr geschätzt habe, der mich besonders heftig angriff. Er schrieb mir: «Wenn du auf diesem Weg weitermachst, wirst du dir deinen zukünftigen Weg verbauen.» Da ich brieflich und telefonisch nichts ausrichten konnte, schlug ich diesem Mann vor, für ihn eine spezielle Begegnung mit Larry Christenson und VanDeusen an einem von ihm zu bestimmen Ort *vor* der Enkenbacher Tagung zu ermöglichen. Dann könne er sich direkt informieren. Er war damit einverstanden, und wir vereinbarten vom 15. bis 17. Aug. 1963 ein Treffen im Dominikanerkloster in Frankfurt am Main. Unmittelbar vor dem Treffen sagte jener Mann jedoch ab und schickte einen Vertreter. Er meinte: «Ich werde das Urteil dieses Vertreters voll akzeptieren.»

Der Vertreter war der mir bekannte Pfarrer Johannes Marx. Er brachte in das Treffen all seine Bedenken und auch die seines Auftraggebers ein. Doch dann ist er die

ganze Nacht wach geblieben. Er hat in seinem griechischen Neuen Testament die einschlägigen Stellen nachgeprüft und mit Gott um Klarheit gerungen. Am nächsten Morgen sagte er uns: «Ihr habt Recht. Was ihr erlebt habt, entspricht dem Neuen Testament.» Er hat daraufhin seinem Auftraggeber seinen Eindruck mitgeteilt. Der hat jedoch nur geantwortet: «Die haben dich eingewickelt!» Er ist bis zu seinem Tod bei seiner ablehnenden Haltung geblieben und hat kräftig mitgeholfen, mir «den Weg zu verbauen», was ihm allerdings nur in evangelikalen Kreisen gelungen ist. Gott hat dagegen ganz andere Türen geöffnet und mich in eine ungeahnte Weite geführt. So bitter manchmal die Angriffe der Evangelikalen gegen mich waren – und z. T. bis heute noch sind – so deutlich erkenne ich Gottes Hand in der Tatsache, dass er mich dadurch in ganz neue Bereiche geführt hat.

VanDeusen musste von Frankfurt aus zurück in die USA reisen. Und so machte ich mit Larry noch eine kleine Besuchsreise, z. B. zur Universität Mainz, wo wir die Professoren E. L. Rapp und G. Stählin sowie Günter Ewald, einen Privatdozenten, besuchten, der anschließend nach Enkenbach kam und später Rektor einer Universität wurde.

Eindrücklich war das Gespräch mit Professor E. L. Rapp, einem Experten für afrikanische und semitische Sprachen, der selber mehr als 40 Sprachen fließend sprach und die Bibel u. a. in die Twi-Sprache übersetzt hatte. Er las uns aus dieser Bibel vor. Larry meinte abschliessend: «Ich habe noch nie eine so seltsame Zun-

genrede gehört!» Wir sprachen dann auch über das Sprachengebet. Professor Rapp erzählte, dass er im tiefsten Afrika einmal einen Afrikaner gehört habe, der in Sprachen gebetet hat. Er habe diese Sprache als «lettisch» identifiziert.

Die Tagung in Enkenbach und ihre Auswirkung

Das Interesse an der «Enkenbach-Tagung», zu der wir für die Zeit vom 21. bis 25. August 1963 eingeladen hatten, war ausserordentlich gross. Wir hatten mit 30 bis 40 Teilnehmern gerechnet. Es kamen jedoch 80. Wir mussten ein Hotel in der Nähe mieten und private Unterkünfte organisieren.

Wilhard Becker schrieb einen Bericht über die Tagung (den W. E. Failing in seinem Artikel «Neue charismatische Bewegung in den Landeskirchen» veröffentlicht hat).

Wilhard Becker schreibt: *«Wir fuhren mit vielen Erwartungen, aber auch mit grosser Skepsis nach Enkenbach. Manches hatten wir gehört; es sei wieder eine neue Zungenbewegung entstanden, man hätte die Geistesgaben bei evangelischen Pfarrern erlebt. Der Kreis, der sich dort traf, bestand hauptsächlich aus Kritikern und Beobachtern. Überraschend war zunächst die sehr nüchterne Art, in der man sich dort zusammenfand; keinerlei ungesunde Stimmung konnte aufkommen, dagegen wurde aber von allen Teil-*

nehmern eine gründliche Bibelarbeit verlangt – bis zu zwei Stunden am Vormittag mit vielen theologischen und griechischen Begriffen. Noch kritischer wurde der Teilnehmerkreis, als der Amerikaner Larry Christenson sprach. Die Diskussion am ersten Abend war noch einmal ein heftiger Ausbruch der Kritik. Alles Gesagte wurde zerpfückt und untersucht. Alle Anwesenden – ob Theologen, Psychologen, Ärzte oder Leute aus dem Wirtschaftsleben – waren aber ehrlich in ihrer Kritik. Hier lag sicher der Grund, warum die Meisten nicht nur zuhörten, sondern auch überzeugt wurden. Die Erfahrungen, die im persönlichen Gespräch und Gebet – teilweise unter Handauflegung – gemacht wurden, gingen mit und wurden in die Kreise und Bewegungen, aus denen die Einzelnen kamen, weitergetragen.

Da die meisten Teilnehmer der Enkenbacher Tagung entweder Pfarrer, Mitarbeiter der Pfarrer oder verantwortliche Mitarbeiter in einzelnen Gemeinden und Bewegungen waren, entstand so nicht irgendwo am Rande in einem sektierischen Winkel die neue Belebung, sondern im Zentrum der Gemeinden. Nicht in Enthusiasmus und Überschwang oder in ekstatischer Weise wurden die Charismen erlebt, sondern nüchtern, kontrolliert, kritisch und vor allem in grosser Ehrfurcht. Nicht das Zungenreden stand im Vordergrund, sondern andere Gaben wie Prophetie, Wort der Weisheit, Gabe der Geisterunterscheidung.»

Bei der Enkenbacher Tagung bin ich zum ersten Mal Walter Hollenweger begegnet. Er war damals Assistent am Kirchengeschichtlichen Seminar der Universität Zürich. Er kam als Teilnehmer zu unserer Tagung.



Walter Hollenweger (li.) und Arnold bei einer Bahnfahrt.

Wegen der auch nach «Enkenbach» fortdauernden Angriffe wurde ein offizielles Protokoll erstellt (Anhang, Dokument A). Ich verschickte es mit folgendem Begleitschreiben:

VOLKSMISSIONARISCHES AMT DER PFÄLZISCHEN LANDESKIRCHE

6749 KLINGENMÜNSTER, RUF 06349/200

Liebe Freunde!

Wie mir immer wieder in Gesprächen und Briefen mitgeteilt wird, hat die Tagung, die wir im vergangenen August in Enkenbach durchführten, ein dankbares Echo gefunden. Ich höre jedoch auch gelegentlich, daß von einigen Menschen, die an der Tagung *n i c h t* teilgenommen haben, die Vorgänge bei der Tagung unrichtig oder verzerrt dargestellt werden. Es ist deshalb die Meinung von mehreren Tagungsteilnehmern, daß ein offizielles Protokoll erstellt werden sollte. Dieses Protokoll ist nicht für die Publikation bestimmt, sondern dient lediglich zur gelegentlichen Abwehr von Verleumdungen und Gerüchten. Es wurde aufgrund der schriftlichen Tagungsberichte von Pfarrer Klaus Heß, Pfarrer Johannes Marx, Arthur Richter und Pfarrer Walter Schmidt zusammengestellt von Pastor Wilhelm Becker und Arthur Richter.

Die Angriffe gingen trotz dieses Protokolls weiter, aber ich hatte ein klares inneres Verbot, auf solche Angriffe zu reagieren oder einen der Verleumder persönlich anzugreifen. Dieses Verbot habe ich bis heute beachtet. Bis heute habe ich keinen einzigen Menschen namentlich angegriffen.

Es gab jedoch auch offene Türen, so vor allem die «Christentums-Gesellschaft in Deutschland», in deren Filiale in Dorfweil ich noch vor «Enkenbach» meinen ersten öffentlichen Bericht über die Charismatische Erneuerung geschrieben habe. (Dieser Bericht ist unter dem Titel «Disziplinierte Charismen?» im Deutschen Pfarrerblatt 1963/Nr. 14 erschienen.) Auch der «Schweizerische Diakonieverein», die «Evangelische Marienschwesternschaft», die «Christusbruderschaft» in Selbitz, die «Hochkirchliche Vereinigung» und die Bruderschaft von Taizé haben uns mit Wort und Tat unterstützt. Offene Türen gab es auch bei der Evangelischen Akademikerschaft. So hat mich der Landesverband Pfalz-Saar der EAiD eingeladen, bei seiner Jahresversammlung 1963 über die Charismatische Erneuerung zu berichten.

Die Landesämter für Männerarbeit, die Sozialethischen Ausschüsse und die Volksmissionarischen Ämter der Evangelischen Kirche im Rheinland und der Evangelischen Kirche von Westfalen veranstalteten vom 3. bis 6. Dezember 1963 im «Haus der Begegnung» (Evangelische Akademie), Müllheim/Ruhr, gemeinsam eine Tagung mit dem Thema «Der Laie». Das Thema wurde

zunächst in Referaten behandelt und anschliessend in sieben Arbeitsgruppen erarbeitet.

Die Arbeitsgruppe I, zu der ich als Berater eingeladen worden war, hat sich mit dem Thema «Die Charismata» befasst, und wichtige Thesen zum Thema «Gemeinde und Charisma» erarbeitet. Wir nannten sie «Rheinisch-Westfälische Thesen». Diese Thesen wurden am 6. Dezember 1963 von der gesamten Tagung akzeptiert und anschliessend veröffentlicht (Anhang, Dokument B).

Es gab ausserdem noch viele andere offene Türen in Deutschland, in der Schweiz, in Österreich und im Elsass. Auch manche Vertreter evangelikaler Gruppierungen haben mich heimlich besucht und ihre persönliche Verbundenheit mit der Charismatischen Erneuerung bekundet. Auch von der Evangelischen Allianz, von der Studentenmission, von Predigerkonferenzen der Methodistenkirche und dem Bund Evang.-Freikirchlicher Gemeinden wurde ich zu Berichten über die Charismatische Erneuerung eingeladen.

Unmittelbar nach Enkenbach hat Arthur Richter gesagt: «Wir dürfen den Arnold jetzt nicht allein lassen – die Sache ist zu wichtig.» Andere haben sich dieser Meinung angeschlossen und so haben wir einen ökumenischen Koordinierungsausschuss gebildet (dem auch Vertreter der katholischen und orthodoxen Kirchen angehörten), der weitere Tagungen plante – so z. B. die grossen ökumenischen Tagungen, die von 1965 bis 1969 alljährlich in Königsstein stattfanden. Ausserdem diente dieser Ausschuss als geistliches Beratergremium für

verschiedene Bewegungen und für Menschen, die in den Kirchen Verantwortung trugen.

Dieser ökumenische Koordinierungsausschuss bestand bis Anfang 1976. Auf dringende Bitten von Vertretern der Charismatischen Erneuerung innerhalb der katholischen Kirche (die sich seit 1972 in Deutschland ausbreitete und für die ein eigenes katholisches Leitungsteam geschaffen wurde) haben wir nach hartem Ringen und schweren Herzens Anfang 1976 an Stelle des bisherigen ökumenischen Ausschusses einen «Koordinierungsausschuss für die charismatische Erneuerung in der evangelischen Kirche» gebildet. Ein erstes Treffen dieses «evangelischen» Ausschusses fand vom 29. Februar bis zum 2. März 1976 in Würzburg statt. Bei diesem Treffen haben wir «Theologische Leitlinien der Charismatischen Erneuerung in der evangelischen Kirche» verabschiedet (Anhang, Dokument C).

Ein Nachklang zu «Enkenbach»

Einige Evangelikale haben mich nach der Enkenbach-Tagung bei meiner Kirchenleitung in Speyer angeklagt. Der Kirchenpräsident der Pfälzischen Landeskirche hat daraufhin in seinem Bericht vor der Landessynode im Herbst 1963 eine abschätzige Bemerkung über die Aktivitäten des Volksmissionarischen Amtes gemacht.

Ich wurde nach Speyer vorgeladen und wusste nicht, wie diese «Gerichtsverhandlung» ausgehen würde. Ich

habe deshalb vorsorglich im Amtsblatt meiner Kirche nachgeschaut, welche Stellen ausgeschrieben sind: Zwei davon hätten mich eventuell interessiert: «Z.» und «R.» Doch dann hörte ich einige Tage vor der Sitzung in der Nacht eine ganz klare Stimme – so wie Samuel – die sich sehr von einer Traumstimme unterschied. Ich bin von dieser Stimme aufgewacht. Sie hat deutlich gesagt: «Nicht Z. und nicht R., sondern ich habe dich gesetzt zum Zeugen für ganz Deutschland und darüber hinaus.» Und so bin ich nach Speyer gefahren. Vier gegenwärtige und zukünftige «Kirchenpräsidenten» (so heissen die «Landesbischöfe» in der Pfalz) waren an diesem «Verhör» beteiligt: der gerade noch amtierende Präsident (er meinte: «Ich will diese Sache noch zu Ende bringen»), der neu gewählte Präsident Professor Theo Schaller, ein feinsinniger Kirchenhistoriker, ausserdem mein Ressortchef, der später Nachfolger von Th. Schaller wurde, und der Vorsitzende des Pfarrervereins, der später ebenfalls Kirchenpräsident wurde und der mir vor der Sitzung ausrichten liess: «Arnold, ich weiss nicht, worum es bei diesem Verhör geht – aber der Pfarrerverein leistet dir Schützenhilfe!»

In der Sitzung brachte der evangelikale Ankläger seine Anschuldigungen und Verdächtigungen vor. Ein Pfarrer, der als Beisitzer bei diesem «Verhör» war, rief ihm erregt zu: «Deinen Vater (einen Mitbegründer der pfälzischen Gemeinschaftsbewegung) haben sie einst mit Steinen beworfen und jetzt wirfst du mit Steinen!»

Die Anschuldigungen konnte ich leicht widerlegen, weil sie völlig aus der Luft gegriffene Verdächtigungen

waren. Daraufhin hat der noch amtierende Kirchenpräsident im Hinblick auf seine Bemerkung bei der Landessynode gemeint: «Das hätte ich nicht sagen sollen!» Professor Schaller hatte plötzlich kein Interesse mehr an der Anklage, sondern interessierte sich für die Gabe des Sprachenredens und vor allem für die Gabe der Interpretation, deren Funktion er einfühlsam erfasste. Er sagte: «Wenn ich Sie recht verstehe, handelt es sich bei der ›Interpretation‹ nicht um eine ›Übersetzung‹ auf der menschlichen Ebene, sondern wer in einer unverständlichen Sprache betet, der redet nach ›oben‹, zu Gott hin, und der Interpretierende holt das in die Muttersprache umgewandelte Gebet von ›oben‹ ab.»

Ich sagte: «Ja, genau so ist es!» Und gedacht habe ich: «Ich habe noch nie eine so treffende Beschreibung der Gabe der Interpretation gehört!»

Ich wurde in Frieden entlassen ohne irgendwelche Auflagen und war dann noch 14 Jahre lang «Zeuge für ganz Deutschland» und ab 1978 «darüber hinaus» – und das bedeutete eine weltweite Tätigkeit.

Anhang: Dokumente zur Charismatischen Erneuerung

Dokument A:

Protokoll «Das Wirken des Heiligen Geistes heute»

P r o t o k o l l

DAS WIRKEN DES HEILIGEN GEISTES HEUTE

Tagung für Pfarrer und kirchliche Mitarbeiter vom 21. bis 25. August 1963 im „Haus am Mühlberg“, Enkenbach/Pfalz

1. Teilnehmer und Referenten

Die 80 Teilnehmer der Tagung kamen aus verschiedenen Kirchen, kirchlichen Dienststellen und Arbeitsgruppen. Darunter waren Leiter und Mitarbeiter von volksmissionarischen Ämtern; Mitarbeiter aus Bruderschaften und Vertreter der Pfarrer-Gebetsbruderschaft; ein Mitarbeiter der Zentralstelle für Weltanschauungsfragen; Ärzte, Psychologen und Psychiater.

Als Referenten waren die lutherischen Pfarrer, Klaus Hess, Nürnberg und Larry Christenson, USA gewonnen worden. (L. Christenson befand sich auf der Rückfahrt von der Tagung des Lutherischen Weltbundes in Helsinki.)

2. Ablauf der Tagung

Am Vormittag wurde mit einer Stunde Stille über der Bibel in kleinen Gruppen begonnen. Nach dem Frühstück hielt Pfarrer Hess eine zweistündige Bibelarbeit. Nachmittags sprach Pfarrer Christenson über das Thema der Tagung „Das Wirken des Heiligen Geistes heute“. Abends war Gelegenheit zu Aussprachen im Plenum und in kleinen Gruppen gegeben. Die auftauchenden Fragen wurden gründlich und von verschiedenen Aspekten durchgesprochen. An zwei Abenden fanden zum Abschluss Gebetsgottesdienste statt. Die Tagung schloss mit einer gemeinsamen Abendmahlsfeier.

3. Beurteilung

Die Tagungsteilnehmer hatten eine sehr unterschiedliche Einstellung zur Thematik. Sie waren zum grossen Teil ausserordentlich kritisch. In den Gesprächsgruppen und besonders durch das Miterleben der Gebetsgottesdienste konnten manche Missverständnisse beseitigt und weitgehende Übereinstimmung erzielt werden.

Die Referenten sprachen sachlich und in keiner Weise apodiktisch.

Zu den Missverständnissen, die in den Gesprächen immer wieder auftauchten und die geklärt werden konnten, zählten u.a.:

a) Geistesgaben als eine Form der Ekstase.

Ekstase und Enthusiasmus werden im Neuen Testament nicht den Gemeindegliedern zugeschrieben, die z.B. prophezeien oder in fremden Sprachen beten. Sie werden aber berichtet von denjenigen, die als Zuhörer vor Erstaunen ausser sich sind. (Apg. 2,7; 10,45)

b) das Gebet in der Glossolalie war, soweit es auf der Tagung vorkam, ruhig, still, fast verhalten und wirkte in keinem Fall anstössig. Die Willenskontrolle der Beter ist dabei nicht ausgeschaltet. Das Gebet kommt nicht überfallsmässig herausgesprudelt. Der Beter bleibt in voller Zucht und entscheidet selbst, ob er laut oder still für

sich betet. Glossolalie ist kein Stammeln oder unartikulierte Geschrei, sondern zuchtvolles Beten in einer fremden, unbekannten Sprache.

Das Thema von den Geistesgaben stand aber nicht im Mittelpunkt der Tagung, etwa im Sinne einer speziellen Botschaft. Das Thema der Tagung war Jesus Christus, der heute seine Gemeinde baut und ausrüstet.

Die Richtlinien und Warnungen, die Paulus den Korinthern schrieb, kamen voll zur Geltung. Zur Geltung kam aber auch die Tatsache, dass Jesus Christus heute noch seine Gläubigen mit dem Heiligen Geist und manchmal auch mit den Gaben des Geistes beschenkt. Sie sind dem Einzelnen nur in der Gemeinde gegeben; sind nicht Besitz, sondern Auftrag und dienen zur Auferbauung der Gemeinde.

Energisch abgewehrt wurde der Verdacht, dass die Gaben des Geistes erst das wahre Christsein erweisen würden. Gegenüber den Irrlehren der Pfingstbewegung erfolgte klare Absicherung. Es handelt sich weder um eine besondere „Geistestaufe“, noch um eine zweite „Segnung“.

Während der abendlichen Gottesdienste beteten zwei Teilnehmer in fremden Sprachen. Ihr Gebet war kurz und nüchtern und wurde durch andere Teilnehmer ausgelegt. In beiden Fällen handelt es sich um einen Lobpreis Gottes. Die abendlichen Gottesdienste waren ein Versuch, nach 1. Kor. 14, 26 Gottesdienst zu feiern. In lockerer Form wechselten kurze Gebete, Bibelworte und Liedverse einander ab, unterbrochen von Zeiten der Stille.

Nach den Erfahrungen derer, die Geistesgaben bei sich oder anderen beobachteten, sind folgende Wirkungen festzustellen:

- Eine vertiefte Glaubensbeziehung zu Jesus Christus;
- Stärkere Sündenerkenntnis;
- Eine tiefere Verbundenheit mit anderen Christen, besonders mit der Gemeinde;
- ein grösseres Bedürfnis zum Gebet und Bibellesen;
- eine neue Bereitschaft zum Dienst.

Das Protokoll trägt die Unterschriften der Tagungsteilnehmer.

Dokument B: Rheinisch-Westfälische Thesen zum Thema «Gemeinde und Charisma» (Dezember 1963)

Die Landesämter für Männerarbeit, die Sozialethischen Ausschüsse und die Volksmissionarischen Ämter der Evang. Kirche im Rheinland und der Evang. Kirche in Westfalen veranstalteten vom 3. bis 6. Dezember 1963 im «Haus der Begegnung» (Evang. Akademie) Müllheim/Ruhr, gemeinsam eine Tagung mit dem Thema «Der Laie». Das Tagungsthema wurde zunächst in Referaten behandelt und anschliessend in sieben Arbeitsgruppen erarbeitet.

Die Arbeitsgruppe I, die sich mit dem Thema «Die Charismata» befasste, erarbeitete folgende Thesen, die anschliessend von der gesamten Tagung gebilligt und verabschiedet wurden:

I. Die Gnadengaben im Neuen Testament

Das Charisma wird uns als Geschenk der Gnade Jesu Christi zuteil (Röm. 5, 15).

Der in jedem Christen wohnende Heilige Geist wird im Charisma sichtbar zum Nutzen der Gemeinde (1. Kor. 12, 7).

Im Zusammenhang mit dem Wort χάρισμα werden im Neuen Testament folgende Gaben genannt:

1. Prophetie (προφητεία — Röm. 12, 6)

Prophetie ist die Weisung des erhöhten Herrn für die konkrete Situation der Gemeinde und ihrer Glieder, die verbunden ist mit einem Rückblick in die Vergangenheit und einem Ausblick in die Zukunft.

2. Diakonie (διακονία — Röm. 12, 7; vgl. auch ἀντίληψις — 1. Kor. 12, 28)

Diakonie ist der Dienst des erhöhten Herrn an der leiblichen Existenz der Gemeinde und ihrer Glieder.

3. Lehre (διδασκαλία — Röm. 12, 7; vgl. auch διδαχή — 1. Kor. 14, 26)

Lehre ist die vom erhöhten Herrn gewirkte, erkenntnismäßige

Einführung in die Zusammenhänge des Heilsgeschehens und des christlichen Wandels.

4. *Seelsorge* (παράκλησις — Röm. 12, 8).
Seelsorge ist der Dienst des erhöhten Herrn an der Gemeinde und ihren Gliedern durch Tröstung und Ermahnung.
5. *Mitteilung des Besitzes* (μετάδοσις — Röm. 12, 8; vgl. auch 1. Kor. 13, 3 a)
Mitteilung des Besitzes ist die Indienstnahme der irdischen Güter durch den erhöhten Herrn zum Nutzen der Gemeinde und ihrer Glieder.
6. *Leitung* (προϊστάμενος — Röm. 12, 8; vgl. auch κυβέρνησις — 1. Kor. 12, 18)
Leitung ist das Leiten der Gemeinde und ihrer Glieder durch den erhöhten Herrn.
7. *Barmherzigkeit* (ἔλεος — Röm. 12, 8)
Barmherzigkeit ist das herzliche Erbarmen des erhöhten Herrn mit den in besonderer Weise auf Barmherzigkeit angewiesenen Gemeinden und Gemeindegliedern.
8. *Wort der Weisheit* (λόγος σοφίας — 1. Kor. 12, 8)
Im Wort der Weisheit gibt der erhöhte Herr in besonderen Situationen der Gemeinde und ihren Gliedern Anteil an seiner göttlichen Weisheit.
9. *Wort der Erkenntnis* (λόγος γνώσεως — 1. Kor. 12, 8)
Im Wort der Erkenntnis eröffnet der erhöhte Herr der Gemeinde und ihren Gliedern das Verständnis für die theologischen Zusammenhänge seiner Botschaft.
10. *Glaube* (πίστις — 1. Kor. 12, 9)
Im Glauben schenkt der erhöhte Herr der Gemeinde und ihren Gliedern das grenzenlose Vertrauen zum himmlischen Vater.
11. *Heilung* (χαρίσματα ἰαμάτων — 1. Kor. 12, 9)
In der Gabe der Heilung schenkt der erhöhte Herr der Gemeinde und ihren Gliedern Anteil an seiner heilenden Kraft.
12. *Kraftwirkungen* (ἐνεργήματα δυνάμεων — 1. Kor. 12, 10)
In den Kraftwirkungen schenkt der erhöhte Herr der Gemeinde und ihren Gliedern Anteil an seiner überwindenden Kraft.
13. *Unterscheidung der Geister* (διάκρισις πνευμάτων — 1. Kor. 12, 10)
In der Unterscheidung der Geister schenkt der erhöhte Herr der Gemeinde und ihren Gliedern Anteil an Seiner Unterscheidung göttlicher, menschlicher und widergöttlicher Mächte.
14. *Zungenrede* (γένη γλωσσῶν — 1. Kor. 12, 10)
In der Zungenrede schenkt der erhöhte Herr der Gemeinde und ihren Gliedern die Fähigkeit zum Aussprechen des Unaussprechlichen.
15. *Interpretation* (ἐρμηνεία γλωσσῶν — 1. Kor. 12, 10)
In der Interpretation schenkt der erhöhte Herr der Gemeinde und ihren Gliedern das Verständnis des Inhaltes der Zungenrede.

16. *Martyrium* (παράδοσις τοῦ σώματος — 1. Kor. 13, 3 b)
Im Martyrium schenkt der erhöhte Herr der Gemeinde und ihren Gliedern die Kraft zur Hingabe ihres Leibes und ihres Lebens.
17. *Lied* (ψαλμός — 1. Kor. 14, 16 und 26; vgl. auch ὕμνος und ᾠδή — Eph. 5, 19; Kol. 3, 16)
Der erhöhte Herr schenkt der Gemeinde und ihren Gliedern das neue Lied.
18. *Offenbarung* (ἀποκάλυψις — 1. Kor. 14, 26)
In der Offenbarung gewährt der erhöhte Herr der Gemeinde und ihren Gliedern Einblick in die Geheimnisse der göttlichen Welt.
19. *Ehe und Ehelosigkeit* (1. Kor. 7, 7)
Der erhöhte Herr schenkt den Gliedern seiner Gemeinde Ehe oder Ehelosigkeit als Gabe und Auftrag.
20. *Ewiges Leben* (ζωὴ αἰώνιος — Röm. 6, 23)
Das Charisma, in dem alle anderen Charismen zusammengefaßt sind, ist das ewige Leben in Jesus Christus unserem Herrn.

II. Die Gnadengaben heute

In der Botschaft der Präsidenten des Oekumenischen Rates zu Pfingsten 1963 heißt es: „Alle Christen sind sich in einem Punkt einig: Christsein heißt den Geist Gottes empfangen haben und seit dem ersten Pfingstfest heißt Kirche sein vom Heiligen Geist erfüllt sein.“ Wir Christen warten also nicht auf einen speziellen Akt der „Versiegelung“, auch nicht auf eine besondere „Geistestaufe“, sondern wir wissen, daß der Heilige Geist in jedem Christen wohnt und auch bei jedem Christen sichtbar werden kann und will. Der Geist wird sichtbar im Charisma.

Die im Neuen Testament genannten Gnadengaben darf auch die heutige Gemeinde als Geschenk des erhöhten Herrn erwarten.

1. Was können wir tun, um die Gnadengaben zu erwecken?
(2. Tim. 1, 6)
 - a) Die neutestamentliche Botschaft vom Heiligen Geist und von den Geistesgaben sollte in der Verkündigung und Lehre der Kirche stärker beachtet werden.
 - b) Pfarrer und hauptamtliche Mitarbeiter sollten mehr zurücktreten, ihren jeweiligen Gaben entsprechend arbeiten und so den Raum freigeben für das schöpferische Wirken des Heiligen Geistes an den Gemeindegliedern (1. Thess. 5, 19; 1. Kor. 14, 39; Eph. 4, 30).
 - c) Die Gemeinde und ihre Glieder sollen ermahnt werden, nach den Gaben des Geistes zu streben (1. Kor. 12, 31; 14, 1), durch innere Bereitschaft, durch Gebet und durch zuversichtliches Ergreifen der Gaben.

- d) Seelsorgerlicher Zuspruch und Handauflegung sollen beim einzelnen Christen die Gewißheit stärken, daß der Geist auch ihm Gnadengaben verleiht (1. Tim. 4, 14; 2. Tim. 1, 6).
 - e) Im praktischen Gehorsam gegenüber dem Auftrag des erhöhten Herrn werden die Gaben erkannt und wirksam (Apg. 5, 32).
 - f) Wir dürfen die Möglichkeit nicht ausschließen, daß in einer veränderten Welt Gott über die im Neuen Testament genannten Gaben hinaus neue Gaben schenkt.
2. Wie werden die Gnadengaben in der Gemeinde recht angewandt?
- a) Nur in der Bindung der Gemeinde und ihrer Glieder an Jesus Christus als ihren erhöhten Herrn können die Gnadengaben recht gebraucht werden (1. Kor. 12, 3; Röm. 14, 7–9).
 - b) Maßstab für alle Gnadengaben ist ihre Praktizierung in der Agape (= göttliche Liebe; 1. Kor. 13).
 - c) Die Gnadengaben dienen der Auferbauung der Gemeinde und ihrer Glieder (1. Kor. 14, 26 c; vgl. auch Karl Barth „kirchl. Dogmatik“ IV/2, S. 404 ff.: Einweisung – Zurechtweisung – Unterweisung).
 - d) Die Gemeinde dient mit der Fülle der geschenkten Gaben der Welt (Matth. 5, 13–16).
 - e) Die Gemeinde und ihre Glieder sollen sich hüten vor verzagter Unterschätzung und hochmütiger Überschätzung ihrer Gaben (Röm. 12, 3; Röm. 12, 10 b; Phil. 2, 3; 1. Kor. 12, 15–21).
 - f) Die Charismen dürfen nicht als ekstatische Erscheinungen gewertet werden; sie gehören vielmehr wesensmäßig zur Christus-kirche.
 - g) An der Fülle der Gnadengaben zerbricht das Ein-Mann-System und entsteht mündige Gemeinde. Die Gemeinde hat keinen Mangel an irgend einer Gabe (1. Kor. 1, 7).
 - h) Die Gnadengaben sind Zeichen der Gegenwart des kommenden Herrn. Sie hören auf mit der Wiederkunft Christi (1. Kor. 13, 8 ff.).

„Kirche als Gemeinde Christi gibt es nie anders, als so, daß Gnade neu nach uns greift und uns ihr neu dienstbar werden läßt, und daß wir die Sorge für die Kontinuität der Kirche allein dem überlassen müssen, der allein Gnade dauern lassen kann.“ (Ernst Käsemann in „Exegetische Versuche und Besinnungen“, Band I.)

Dokument C: Würzburger Leitlinien

«Theologische Leitlinien der Charismatischen Erneuerung in der evangelischen Kirche»

1. In der Sendung des Sohnes, in Kreuz und Auferstehung Jesu Christi, hat die Zusage der Liebe Gottes ihre unüberbietbare, ein für allemal gültige und nicht ergänzungsbedürftige Gestalt angenommen.

2. Aus dieser Sendung des Sohnes ist die Gemeinde seiner Jünger erwachsen, die – vom Geist Gottes zum Zeugnis und Dienst befreit – die neue Wirklichkeit des Heils an die Welt weitergibt. Die Gemeinde ist wesentlich «Leib Christi». Das Strukturprinzip der Gemeinde ist die Sendung. Durch die Gemeinde wirkt der dreieinige Gott heute in und an der Welt. Die Gemeinde ist also missionarisch, charismatisch und oekumenisch in ihrer Gestaltwerdung.

3. Zur Erfüllung dieser Gestaltwerdung hat Gott seiner Gemeinde die Kraft des Heiligen Geistes verheissen und geschenkt, die in den Früchten und in den Gaben des Geistes sichtbar und konkret wird.

4. Jeder Christ, der durch Glauben und Taufe wiedergeboren ist, lebt in dieser charismatischen Wirklichkeit. Der Heilige Geist wohnt in ihm und will bei ihm sichtbar werden zur Auferbauung der Gemeinde und zum Dienst in der Welt.

5. «Charismatisch» ist das Leben eines jeden Christen, der sich durch den Geist Gottes zu seiner ursprünglichen, gottgewollten und in der Schöpfung angelegten

Begabung und Lebensentfaltung befreien lässt und sich der Sendung der Gemeinde zur Verfügung stellt.

6. Wer ein Charisma ausübt, handelt als Glied des Leibes Christi. Untereinander sind alle Glieder gleichwertig. Die Charismen werden in Abhängigkeit von Jesus Christus (1. Kor. 12,3), nach dem Mass des Glaubens (Röm. 12,3) und als Verwirklichung der Liebe (1. Kor. 13) in der Gemeinschaft der Glaubenden (1. Petr. 4,10) entfaltet und ausgeübt.

7. Jede Rangordnung der Charismen ist undenkbar. So gelten z. B. bei Paulus Ehe und Ehelosigkeit, Prophezie und Diakonie, Sprachengabe und Kassenverwaltung in gleichem Mass als Charismen.

8. Alle Charismen sind Zeichen der erneuerten Schöpfung, nicht ein «übernatürliches» Geschehen.

9. Die charismatische Grundlage des traditionellen «Amtes» wird in der charismatischen Erneuerung wieder entdeckt als Dienst zur Befreiung, Entfaltung und Koordinierung der Charismen der übrigen Gemeindeglieder.

10. Bei der Ausübung der Charismen geht es nicht um ihre äussere Erscheinungsform, sondern um ihre Funktion für den Aufbau des Reiches Gottes.

11. Im charismatisch gestalteten Gottesdienst wird der einzelne durchlässig für das, was Gott an uns und durch uns tun will. Das Abendmahl (Eucharistie) steht im Mittelpunkt des gottesdienstlichen Lebens. Aus solcher Gemeinschaft mit Gott werden Menschen empfindsam füreinander. Es entsteht verbindliches Leben auch über die gottesdienstliche Versammlung hinaus.

Auf diese Weise geschieht Einübung in Zeugnis und Dienst.

12. Charismatische Erfahrungen werden gegeben, wenn Menschen ihre Hilflosigkeit und Leere vor Gott eingestehen und darum alles von Gott und seiner konkreten Weisung und Gabe erwarten. Nur dieses Eingeständnis kann in Theologie und Diakonie, in Gemeindeleben und Oekumene die Voraussetzungen für einen geistlichen Aufbruch und für das konkrete Wirken des Heiligen Geistes schaffen (2. Kor. 12, 9 f).

Durch die Charismatische Erneuerung wird eine Volkskirche in Frage gestellt, die durch die Passivität und Gleichgültigkeit der meisten ihrer Glieder bestimmt ist. Die Charismatische Gemeinde-Erneuerung steht jedoch in der Mitte der Kirche und in der Kontinuität ihrer Lehrtradition. Sie sucht den Dialog mit allen Richtungen der Theologie, die beitragen zur Erneuerung der Kirche. Ihr Ziel ist die charismatisch erneuerte Kirche, die eine eigene Charismatische Bewegung überflüssig macht.

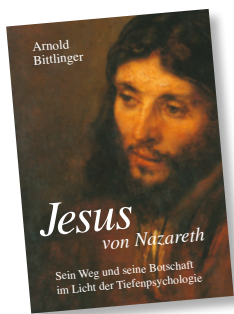
Dieser Text wurde am 2. März 1976 in Würzburg vom Koordinierungsausschuss für Charismatische Erneuerung in der evangelischen Kirche verabschiedet.

**Erinnerungen von Arnold Bittlinger:
komplette Serie kostenlos zum Download**

www.metanoia-verlag.ch/erinnerungen



Weitere Veröffentlichungen von Arnold Bittlinger



Jesus von Nazareth – Sein Weg und seine Botschaft
Ein Grund für den grossen Einfluss, den Jesus von Nazareth bis heute auf so viele Menschen ausübt, ist sicherlich die Tatsache, dass er ein unvergleichlicher Weisheitslehrer war, der eine befreiende und beglückende Botschaft verkündigt hat. Darüber hinaus ist jedoch der Weg, den Jesus gegangen ist, Modell und Vorbild unseres Weges. Die vorliegende Schrift zeigt wesentliche Schritte, die den Weg Jesu charakterisieren und die auch von uns nachvollzogen werden können. Zahlreiche Bilder – meist von Rembrandt – illustrieren den Weg und die Botschaft Jesu.
57 Seiten, brosch., ISBN 3-907038-85-1



Sehnsucht nach den Engeln
Zugänge zu einer geheimnisvollen Wirklichkeit
Gespräche mit Engeln, Meditationen der vier Erzengel und klar angeleitete Symboltänze eröffnen Zugänge zu einer geheimnisvollen und doch so nahen Welt. Die vielen Bilder und die zum Buch gehörende CD mit Saitenspiel unterstützen den Erlebnischarakter dieses ganz besonderen Engelbuches.
220 Seiten, ISBN 3-466-366-28-3, Kösel-Verlag



Die Gotteserfahrung des Hiob
«Wie passen Gottes Allmacht und menschliches Leiden zusammen?» Mit dieser Frage ringt das Buch Hiob wie kein anderes Buch der Bibel. Es gibt sich nicht mit vorschnellen Antworten zufrieden, sondern versucht, zum Kern des Problems vorzudringen.
48 Seiten, ISBN 3-907038-83-5



Metanoia-Verlag

www.metanoia-verlag.ch

Weitere Veröffentlichungen von Arnold Bittlinger



Wein und Weinbau in der Bibel

und in ihrer Umwelt

Himmel und Erde, Gott und Mensch sind in der Bibel nicht voneinander getrennt. Wein und Weinbau sind in der Bibel nicht nur in der alt-orientalischen und hellenistischen Umwelt eingebunden, sondern auch in der göttlichen Wirklichkeit.

125 Seiten, ISBN 3-907038-73-8



Es war einmal ... – Grimms Märchen im Licht von Tiefenpsychologie und Bibel

In seinen tiefenpsychologischen Märchendeutungen zeigt Arnold Bittlinger, dass uns in den Märchen und in der Bibel dieselbe Wirklichkeit begegnet – wenn auch die Bilder verschieden sind. Der Autor nimmt die Leserin und den Leser mit hinein in die wundersame Welt der menschlichen Seele und in das Abenteuer der inneren Reise.

157/150/159/144 Seiten,

ISBN 978-3-907038-63-5/64-2/65-9/66-6

So heilen Schamanen

Schamanistische Heilungen im Licht von Bibel und Psychotherapie

In unserer Zeit ist die Frage nach «alternativen» Krankenheilungen neu aufgebrochen. Dabei werden auch die uralten Erfahrungen der «Schamanen» neu entdeckt. Der Autor zeigt interessante Parallelen zwischen schamanistischen Heilungen, biblischen Heilungsberichten und den Erfahrungen der heutigen Psychotherapie.

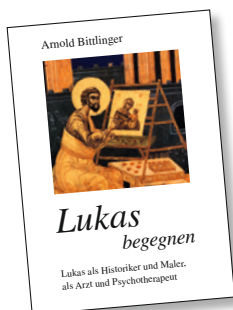
48 Seiten, PDF-Datei kostenlos herunterladbar



Metanoia-Verlag

www.metanoia-verlag.ch

Weitere Veröffentlichungen von Arnold Bittlinger



Lukas begegnen

*Lukas als Historiker und Maler,
als Arzt und Psychotherapeut*

Beim 50-jährigen Jubiläum der Lukaskirche in Ludwigshafen am Rhein erzählt der Autor engagiert und anschaulich anhand von Texten und Bildern aus dem Lukasevangelium von seiner Begegnung mit Lukas, dem Historiker, Maler, Arzt und Psychotherapeuten. Eine faszinierende Schrift.

24 Seiten, PDF-Datei kostenlos herunterladbar



Selbsterfahrung und Gotteserfahrung

Der bekannte Bibelausleger Arnold Bittlinger versteht es, biblische Texte so zu deuten, dass sie auch zu Menschen sprechen, die bisher keinen Zugang zur Bibel gefunden haben. Dies gilt auch für die Deutung dieses Gleichnisses. Sie zeigt, dass Gotteserfahrung und Selbsterfahrung unlöslich miteinander verbunden sind. 47 Seiten, ISBN 978-3-907038-77-2



Das Vaterunser

*erlebt im Licht von Tiefenpsychologie
und Chakrenmeditation*

Tiefenpsychologisch gedeutet und erlebt in der Chakrenmeditation, werden die Vaterunser-Rufe zur Erfahrung einer körpernahen Religiosität, die der Erde und dem Himmel verbunden ist. Öffnet die tiefenpsychologische Deutung das Herz für den umfassenden Reifungsweg in diesem Text, so verbindet die Zuordnung der Vaterunser-Bitten zu den sieben menschlichen Energiezentren (den Chakren) Körper, Erde und Geist. All dies bleibt nicht Theorie: Jeder Vaterunser-Aussage sind Meditationen zum übenden Nachvollzug beigelegt.

131 Seiten, ISBN 978-3-905827-20-0



Metanoia-Verlag

www.metanoia-verlag.ch

Arnold Bittlinger

Dr. Arnold Bittlinger (Jg. 1928) ist Analytischer Psychologe und Theologe. Nach Tätigkeiten in der Jugend- und Gemeindearbeit und im Weltkirchenrat zu Genf wirkte er als Dozent am C.G. Jung-Institut Zürich, als Kursleiter bei den Tagungen der Internationalen Gesellschaft für Tiefenpsychologie und als Psychotherapeut in Schaffhausen und Zürich.

Arnold Bittlinger ist Autor einer Vielzahl weitverbreiteter, in zahlreiche Sprachen übersetzter Publikationen.



ISBN 978-3-905827-32-3